

# Gleisiche Chronik



4. Jahrgang Nr. 12

15. März 1911



Strecke nach einer Wifentjagd im Mezeriger Revier bei Pleß  
Von links nach rechts: Prinz Hans von Ratibor, Excellenz Freiherr von Aehrenthal (der Bruder des österreichischen Ministerpräsidenten),  
Fürst zu Lynar, Fürst Pleß, Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, Graf Zierstorpf.



Alt-Reichenau (Niederdorf)  
Von der „Gucke“ aus gesehen

phot. R. Borrman in Breslau

### General der Infanterie von Woyrsch

Der bisherige kommandierende General des VI. Armeekorps, Erzellenz von Woyrsch, ist auf seinen Antrag hin von seinem Posten enthoben worden und hat sich am 11. Februar von seinem Truppenteil verabschiedet.

Nemus von Woyrsch, am 4. Februar 1847 in Bilsnik, Kreis Breslau, als ältester Sohn des am 31. Dezember 1899 gestorbenen Wirklichen Geheimen Rates von Woyrsch geboren, besuchte das Friedrichs-Gymnasium zu Breslau und trat nach bestandener Abiturientenexamen am 5. April 1866 als Fahnenjunker in das 1. Garde-Regiment zu Fuß in Potsdam, in dessen Reihen er sich bei Königgrätz so auszeichnete, daß er mit dem Militärehrenzeichen 2. Klasse und später mit dem Fürstlich Hohenzollernschen Ehrenkreuz 3. Klasse mit Schwertern dekoriert wurde. Am 13. Oktober 1866 zum Leutnant befördert, wurde er 1869 als Adjutant zur Unteroffizierschule Weiszenfels kommandiert. Bei der Mobilmachung 1870 trat er zum Regiment zurück, wurde bei St. Privat leicht verwundet und nahm später während der Belagerung von Paris an zahlreichen Ausfall- und Vorpostengefechten teil. Er erhielt das Eiserne Kreuz 2. Klasse und den russischen Stanislausorden 3. Klasse mit Schwertern und wurde Bataillonsadjutant, 1873 Regimentsadjutant und, nachdem er schon am 15. Dezember 1873 zum Oberleutnant befördert worden war, 1876 Adjutant der 2. Garde-Infanterie-Brigade in Berlin. 1878 zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe kommandiert, wurde er am 29. April 1879 zum Hauptmann befördert und zum Kompagniechef im 1. Garde-Regiment zu Fuß ernannt, am 18. April 1882 unter Ueberweisung zum Großen Generalstab in den Generalstab der 2. Garde-Infanterie-Division versetzt. Nach der am 21. Mai 1886 erfolgten Beförderung zum Major wurde er am 2. November 1886 in den Großen Generalstab zurückversetzt, 1889 zum Bataillonskommandeur im 1. Garde-Regiment zu Fuß (Füsiliers-Bataillon) ernannt, am 16. Juli 1891 zum Oberstleutnant befördert und am 29. März 1899 zum Chef des Generalstabes des VII. Armeekorps in Münster ernannt, von wo er 1894 in gleicher Eigenschaft zum Generalkommando des Gardekorps nach Berlin versetzt wurde. Am 14. Mai 1894 zum Obersten befördert, erhielt er 1896 das Kommando des Garde-Füsiliers-Regiments und 1897 das der 4. Garde-Infanterie-Brigade

in Berlin. Am 18. November 1897 wurde er zum Generalmajor befördert. Am 18. April 1901 an Stelle des Generalleutnants von Maffow mit der Führung der 12. Division in Reife beauftragt, wurde er am 18. Mai 1901 zum Generalleutnant und Kommandeur dieser Division befördert. Im Mai 1903 als Nachfolger des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen mit der Führung des VI. Armeekorps in Breslau beauftragt, wurde er ein Jahr später zum kommandierenden General und am 24. Dezember 1905 zum General der Infanterie ernannt.

Unsere Beilage gibt eine zum Teil farbige Litographie des Breslauer Malers Siegfried Laboschin wieder, der außer diesem wohl gelungenen Blatte noch andere bekannte Breslauer Persönlichkeiten in ähnlicher Weise porträtiert und dadurch von neuem Anregung gegeben hat zu einer Pflege des künstlerischen Porträts auf dem Gebiete der Griffelkunst.

### Eine Vogelschutzanlage in Niederschlesien

Der Gedanke des nachdrücklichsten Vogelschutzes als eines wichtigen Teiles der auf biologischen Erkenntnissen beruhenden, modernen menschlichen Kulturarbeit beginnt langsam, leider nur allzu langsam, Boden in weiteren Kreisen zu gewinnen. In der großen Masse freilich noch nicht. Da herrscht überhaupt noch der wie ein unausrottbares Unkraut festwurzelnde Begriff von der unbedingten Herrschaft des Menschen über alles, „was da krecht und flucht.“ Ein Tier — es sei ein noch so harmloses und entzückendes Geschöpf — gilt als vogelfrei und in seiner Existenz lediglich von dem guten Willen des Menschen abhängig. Das Leben eines Geschöpfes gilt bei der großen Masse nur seinen Marktpreis; in die Wagtschale fällt nie das Recht des Geschöpfes auf Leben und Glück. Wollte man solche Erwägungen den leichtberzigen Tiertöttern gegenüber geltend machen, so würde man nur ausgelacht.

So hat der moderne Vogelschutz mit Geschick da eingeseht, wo der liebe Mitmensch am empfindlichsten getroffen werden kann: an seinem Geldbeutel. Man hat den Verfolgern ein „Halt“ im eigenen Interesse zugerufen; man hat ihnen gezeigt, daß ihr blindes Wüten gegen die Vogelwelt nichts bedeutet als einen Schnitt ins eigne Fleisch, daß Hand in Hand mit einer Verminderung der Vögel eine Vermehrung der tierischen Schädlinge, namentlich der aus dem Insektenreiche, geht. Man

verjucht die dem verständigen, liebevollen Naturbeobachter längst aufgegangene Erkenntnis zu verbreiten, daß jede Störung der großen Lebensharmonie in der Natur sich früher oder später bitter an den Störern rächt, und daß wir Menschen dringend nötig haben, das von uns Verdorbene wieder zu korrigieren, wollen wir uns nicht selbst den Boden in Oedland verwandeln, der uns und unsern Kindern und Kindeskindern eine Heimat sein soll.

Es liegt auf der Hand, daß also in erster Linie der Landwirt, dann aber auch jeder einzelne Interessierte an den Vogelschutzbestrebungen zu nehmen hätte. Auf Anregung des bekannten Freiherrn v. Berlepsch auf Seebach bei Hohenalza, der sich die Verbreitung des Vogelschutzgedankens zur Lebensaufgabe gemacht hat, sind an vielen Orten bereits Vorträge über praktischen Vogelschutz gehalten und Maßregeln zu seiner tatkräftigen Durchführung beschlossen worden. Die Sitte des Nistkästenanhängens ist ja eigentlich schon alt. Sie war die erste praktische Äußerung des Vogelschutzgedankens und ist sehr energisch vom Deutschen Tierchutzverein und seinen Mitgliedern gefördert worden. Der heutige Vogelschutz arbeitet viel intensiver. Die Hauptrolle spielt dabei die Schaffung von Nistgelegenheiten in größerem Stile, die Errichtung förmlicher Vogelschutzanlagen.

Es dürfte weniger bekannt sein, daß es auch im nördlichen Niederschlesien bereits eine streng nach Berlepsch'schem Muster geschaffene, großzügige Vogelschutzanlage gibt. Soviel mir bekannt, ist es der erste Fall einer solchen Anlage in Schlesien überhaupt. Das Verdienst, hier die Wichtigkeit eines intensiven Vogelschutzes als erster in größerem Umfange in die Praxis überfetzt zu haben, gebührt dem Kaiserl. Botschaftsrat Freiherrn v. d. Landen-Wadenitz auf Deutsch-Wartenberg und Günthersdorf im Kreise Grünberg. Er entsandte zu dem ersten, in Seebach auf dem Gute des Vogelschutzapostels v. Berlepsch abgehaltenen praktischen Kursus einen seiner Forstangestellten, den Förster Stoczowsky, und dieser hat nun eine wahrhaft musterghltige Anlage geschaffen, die unermüdlich weiterentwickelt wird. Die Zentrale dieser Anlage ist der herrliche Günthersdorfer Park. Dort sind zunächst zahlreiche Nistgelegenheiten mit sorgfältiger Berücksichtigung der Gewohnheiten der verschiedenen Vogelarten errichtet worden. Gegenwärtig hängen wohl gegen 1000 Nistkästen dort, die noch ständig vermehrt werden. Nun pflegen ja die meisten Parks ihrer landschaftlich künstlerischen Anlage wegen, die auch das Unterholz reichlich verwendet, überhaupt in der Regel nicht vogelarm zu sein. Dagegen sind es leider nur allzu sehr die „rationell“ bewirtschafteten Forsten. Hier liegt ein Kardinalfehler unserer Forstwirtschaft. Die Folgen haben sich in dem letzten Jahrzehnt in fürchterlicher Weise durch die außergewöhnliche Vermehrung der Forstschädlinge gezeigt. In sehr verständiger Weise ist man darum in Günthersdorf bestrebt, die Vermehrung der Nistgelegenheiten vom Park auf die Forsten der Herrschaft auszudehnen, und man hat damit die besten Erfahrungen gemacht. Natürlich hat man sich nicht auf das Anbringen von Nistkästen beschränkt, sondern auch die natürlichen Nistgelegenheiten in jeder möglichen Weise vermehrt. Man hat Vogelschutzgehölze nach Berlepsch'scher Vorschrift geschaffen, hat Bestimmungen getroffen, daß schadhafte Bäume in den Forsten, die natürliche Nistgelegenheiten bieten, nicht umgehauen werden, sondern erhalten bleiben, und schon gleichfalls auf das sorgfältigste den Specht, der durch seine Zimmermannsarbeit solche Nistgelegenheiten schafft.



St. Annaquelle in Alt-Reichenau  
Brunnenhaus und Badeanstalt

Dies sind in der Hauptsache die Maßregeln, welche auf eine Vermehrung und Unterfunkt der heimischen Vogelwelt abzielen, die im übrigen ja im Sommer Nahrung genug findet. Es ist aber auch nötig, den überwinternden Vogelarten die Existenz und damit ihr Überwintern einigermaßen zu erleichtern, wozu ja wieder die Nistkästen das Ihre beitragen. Zu diesem Zwecke sind überall Futtergelegenheiten der verschiedensten Art geschaffen, in den Parks sowohl, als auch im freien Forst. Da finden wir u. a. das Dr. Brubische Futterhaus, von Förster Stoczowsky erheblich verbessert, weiterhin Futterglocken, die an die Bäume gehängt werden und bei einem Inhalt von etwa drei Litern Futter nur eine einmalige Nachfüllung im Winter erfordern. Dann gibt es das sog. „heißliche“ Futterhaus und das Berlepsch'sche „Idealfutterhaus“. Eine besonders originelle Erfindung im Forste bilden die „Futterbäume“, an welchen bestimmte Portionen Futter, in Talg eingeschmolzen, auf den Ästen angebracht sind. Sie stehen meist an geschützten Stellen.

Es wird jetzt von Zoologen häufig festgestellt, daß viele Vogelarten, die früher zu den ausgesprochenen Zugvögeln gehörten, in Deutschland überwintern, daß eine große Reihe von Vögeln, die bisher nur südlicher nisteten, ihre Nistgebiete jetzt mehr nach Norden verschoben und in Gegenden gefunden werden, wo man früher nie einen



Die Baude auf dem Sattelwald

ihres Geschlechtes sah. Man hat dies damit erklärt, daß der deutsche Winter tatsächlich milder zu werden begünne, und daß wir in unseren Breiten einer wärmeren Periode entgegengingen. Das mag zutreffen. In Günthersdorf-Deutsch-Wartenberg aber hat man tatsächlich die eigenartige Erfahrung gemacht, daß zahlreiche Wandervogelarten ebenfalls überwintern infolge der großen Fürsorge, die für ihre Existenz im Winter getroffen ist. Das ist gewiß ein menschlicher Erfolg, dessen wir uns mehr freuen können, als über Hekatomben hingemordeter Tiere.

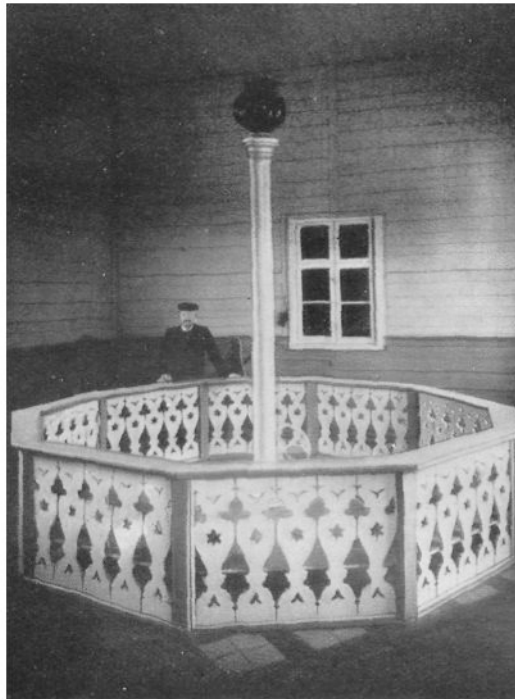
Möchte dieses wackere Vorgehen des Herrn v. d. Landen-Wadenitz in allen Kreisen unserer Provinz gebührende Beachtung und vor allen Dingen eifrige Nachfolger finden! Dann wird endlich dem Verödungsprozesse Einhalt getan werden, dem unsere Heimat mehr und mehr entgegengeht.

O. Th. Stein in Glogau.

### Alt-Reichenau

Alt-Reichenau ist eine waldreiche Gebirgsommerfrische in ca. 400 m Seehöhe.

In einem lieblichen Tale am Fuße des Sattelwaldes im südlichen Teile des Kreises Volskenhain gelegen, besitzt es mehrere an Kohlensäure reiche, alkalische und erdalkalische Quellen, die sich nach Herkunft und Zusammensetzung in die Reihe der Salzbrunner Quellen stellen. Alt-Reichenau wird vom Striegauer Wasser gleich einem Silberfaden durchströmt und bietet mit seiner spöttigen Chaussee, die am genannten Bache durch das ganze Dorf geht und seinen freundlichen Häusern ein anmutiges Bild. In unmittelbarer Nähe befinden sich große königliche Forsten, meist von Nadelwald. Sie bringen in den stillen Ort eine reine, balsamische Luft, die weit reiner und dünner als im flachen Lande ist. Wer die Einsamkeit wünscht und in der Stille des Waldes und der Schönheit der Natur Erholung suchen will, der findet beides in diesem freundlichen Dörfchen, das ein biederer Menschenschlag bewohnt, der sich bemüht, den Fremden den Aufenthalt im hiesigen Orte angenehm zu gestalten. Ebenso ist der dortige Verschönerungsverein bestrebt, mehr und mehr Aussichtspunkte zu erschließen und das Dorf durch Anlagen zu verschönern. Alt-Reichenau besitzt mehrere Quellen. Nämlich in der Mitte des Dorfes tritt ein Mineralbrunnen aus, welcher lange bekannt ist und von den Dorfbewohnern seit alten Zeiten gern getrunken wird. Der Ursprung der Quelle liegt am Fuße eines nördlich des Dorfbaches sich erhebenden Berges, dessen Gipfel die St. Annakapelle trägt. 1887 ist diese Quellader gefaßt und mit dem Namen St. Anna-Kurquelle bezeichnet worden. Die Temperatur der Quelle beträgt 10° C. bei einer Lufttemperatur von 18° C. Die Entwicklung von Kohlensäure ist eine recht reichliche, was sich in dem Aufsteigen zahlreicher Blasen kund gibt. Nach dem Entleeren des Brunnens brennt ein Licht auf der Brunnensohle nur sehr schwach. Ein im Brunnen beschäftigter Arbeiter konnte es wegen der ausströmenden Kohlensäure nicht lange darin aushalten. Der Zufluß



St. Annaquelle in Alt-Reichenau  
Trinthal

der Quelle beträgt in 24 Stunden ungefähr 10 Kubikmeter oder 10 000 Liter.

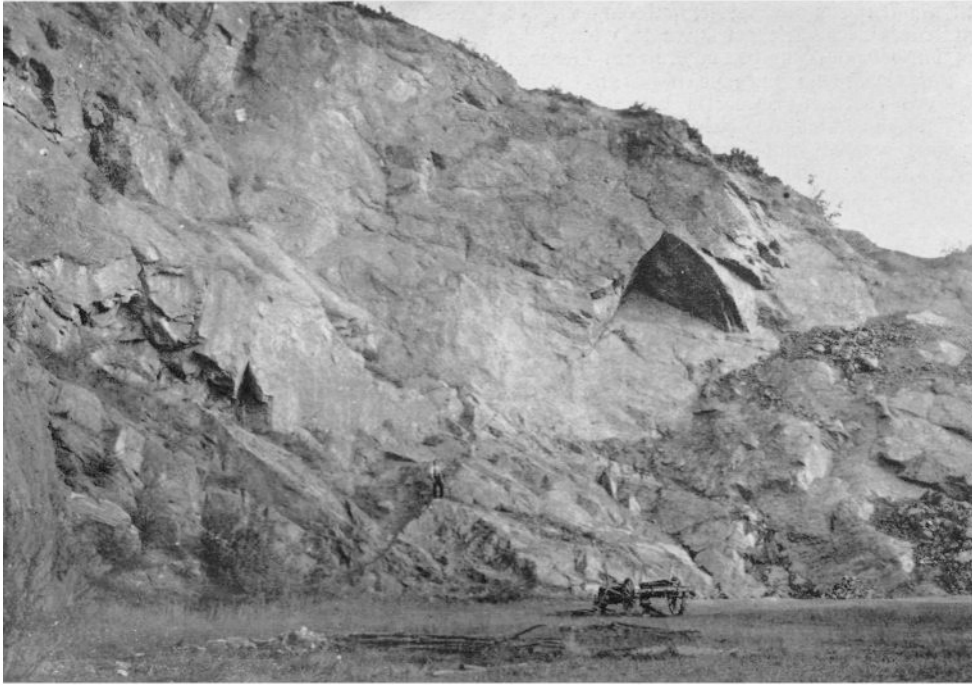
Das Quellwasser ist äußerst klar, von reinem, angenehmem und erfrischendem Geschmack, und nur nach längerem Stehen an der Luft setzen sich Kieselsäure und feine Gipskristalle ab. Die St. Anna-Kurquelle tritt in den Schichten des Kohlenformation des Waldenburger Beckens unterlagernden Grauwackenandsteins zutage. Sie verdankt ihre Entstehung unzweifelhaft dem ehemaligen eruptiven Durchbrüche der Porphyrmassen des nahegelegenen Sattelwaldes, deren Einfluß auf die umlagernden sedimentären Schichten sich in weitem bis nach Alt-Reichenau heranreichenden Umkreise durch die Rotfärbung desselben anzeigt. Dieses geognostische Verhalten, sowie die geographische Lage stellt unsere Quelle in unmittelbare Beziehung zu den Säuerlingen des Salzbrunner Tales. Die Alt-Reichenauer Quellen stellen sich so, der Herkunft nach, in die Reihe der Salzbrunner Quellen und tun dies auch infolge ihrer chemischen Zusammensetzung, vermöge

deren sie sich den alkalischen Säuerlingen zugehörig erweisen.

Fünf Minuten von der Brunnenhalle liegt der Heizenberg; ein bequemer Weg führt hinauf. Zu Füßen liegt das Dorf mit seinen freundlichen Gehöften und Gärten. Der Annaberg ist in 10 Minuten zu erreichen. Auf dem Plateau erhebt sich die St. Annakapelle. Der mehrere 1000 Morgen große Sattelwald hat herrliche Waldwege, die in 20 Minuten bequem zu erreichen sind. Auf seiner Höhe winkt dem Wanderer eine Baude mit Aussichtsturm. Ein Garten Eden ist dieser Wald, baum- und blumenreich, kühl und anmutig. Die vom Waldeszauber umflossenen Gründe bieten dem Naturfreund eine Fülle der schönsten Bilder. Der Ort Alt-Reichenau ist 5 Kilometer lang und hat etwa 2000 Einwohner. Alt-Reichenau hat den Charakter eines Gebirgsdorfes. Industrielle Unternehmungen gibt es außer einigen Sägewerken am Orte nicht. Es herrscht also hier eine gesunde, ozonreiche Luft, die Geist und Körper stärkt. Besondere Promenadenanlagen außer dem Plage vor der Mineralbadeanstalt sind nicht vorhanden. Sie werden ersetzt durch die in unmittelbarer Nähe des Brunnenhauses geschaffenen Anlagen des St. Anna- und Heizenberges.

### Zur Ortsnamenkunde

**Vollständige Ortsnamensdeutungen.** Die Erforschung der Ortsnamen ist gleich wichtig für die sprachgeschichtliche, wie für die erdkundliche und geschichtliche Wissenschaft. „Durch die Ortsnamen, die ältesten und dauerndsten Denkmäler, erzählt eine längst vergangene Nation gleichsam selbst ihre Schicksale — und es fragt sich nur, ob ihre Stimme uns noch verständlich bleibt.“ (Wilh. v. Humboldt). Es bedarf oftmals einer mühsamen Arbeit, um die ältesten Formen der Ortsnamen festzustellen und ihre Ableitung zu erklären. Durch mannigfache, verwickelte Vorgänge, durch Lautwandel, Umdeutung, Aendeutschung usw. sind auch die schlesischen Ortsnamen oft so gründlich verändert



phot. R. Bormann in Breslau

## Steinbruch in Alt-Reichenau

worden, daß man das ursprüngliche Wort nicht mehr zu ahnen vermag. Die Gesetze, nach denen sich diese Wandlungen vollziehen, sind noch lange nicht genug untersucht worden. Wie kommt es beispielsweise, daß regelmäßig der Ortsname Suchydol zu Zuckmantel werden konnte (Vgl. W. Schulte in der Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. Schlef. Bd. 27. S. 406 f.)? Wer kann ohne geschichtliche und sprachgeschichtliche Kenntnisse vermuten, daß Lohnig ehemals Langeonici, Hülzendorf Sulislawici lauteten? Der Volksmund, der sich viel und gern mit den Ortsnamen seiner Heimat beschäftigt, macht es mit diesen Namen mit allen ihm unverständlich erscheinenden Worten: er sucht — ohne geschichtliches Verständnis — eine möglichst naheliegende Auslegung für die heutige Form der Ortsnamen auf. Entweder zieht er zu ihrer Erklärung gleiche Lautgebilde von anderer Bedeutung heran oder Worte, die den unbekannteren ähneln. Alzenau, Kreis Brieg, soll nach der Aussage alteingesessener Leute seinen Namen daher haben, daß es „all ze nah“ am Dorfe Vogarell liegt. Beide Dörfer gehen unmittelbar ineinander über, und die Kirche steht beinahe in der Mitte beider Ortschaften. „Vogarell und Alzen, sein zusamm' gesalzen und geschmalzen“, reimt daher der Volksmund. Schon R. Weinhold hat (in den Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 11. 1888, S. 225) darauf aufmerksam gemacht, daß in Schlesien noch heute 2 Dörfer Alzenau bestehen, neben dem des Brieger Kreises eines im Goldberg, nördlich vom Grödigberge; ein drittes im Neißer Lande ist in der Gemarkung des Dorfes Lentzsch ausgegangen. Sonst findet sich der Name nur noch einmal im bayrischen Unterfranken, und Weinhold schließt daraus, daß von dorther Einwanderer gekommen sind und die gleichnamigen schlesischen Dörfer begründet haben. Paul Barfch führt in seinem ergreifenden, wertvollen Roman „Von Einem, der auszog“ (IV. Auflage, Volksausgabe 1908, Bd. I. S. 95) die Deutung des gemeinen Mannes vom Dorfe Schweinebraten, Kreis Strehlen, an. „Das Dörfchen, dessen Gasthaus uns am zweiten Abend unserer Wanderung Quartier gab, hieß „Schweinebraten“. Der Name kam uns sonderbar und komisch vor, und wir fragten

die Magd, die uns in der Kammer ein Strohlager bereitete, ob sie täglich Schweinebraten zu essen bekomme. „Alle Tage is nich Kirmes“, erwiderte sie und lachte. Auf eine Frage, die ich stellte, gab sie den Bescheid, das Dörfchen führe ihres Wissens diesen Namen, weil einst der alte Friß darin eine Portion Schweinebraten gegessen habe. Sie selber müsse mit Kartoffeln und Buttermilch zufrieden sein und könne sich, wenn sie wolle, den Schweinebraten dazu denken.“ In Wahrheit ist der Name slawischer Herkunft, und der Ort hieß ursprünglich Swinibrod, was verdeutschte Schweinfurt ist. Zwei sehr ähnliche kleine Erzählungen erfand das Volk zur Erklärung der Orte Landeshut und Neugericht, Kreis Waldenburg. Als man in Landeshut nach der Stadtgründung über die Namensgebung beratschlagte, trat ein fremder Handwerksbursche vor und versprach einen geeigneten Namen. Kaum hatte man dem Burschen eine kleine Geldgabe ausgekehrt, da zog er die Mütze und sprach: „Legt Euer Geld in meinen Hut, und dieser Ort heißt Landeshut.“ Ähnlich in Neugericht. Zu der im Kretscham versammelten Gemeinde, die sich über die Benennung des neugegründeten Ortes stritt, kommt ein fahrender Gesell. Er bestellt sich ein Gericht und wirft mit lautem Knalle seine Handschuhe auf den vorgesehten Teller. „Das wär' mir ein neu Gericht“, bemerkt einer der Anwesenden tadelnd. „Laßt uns das Dorf „Neugericht“ nennen,“ schlägt ein anderer vor, und er findet den Beifall der Versammlung.

Die 1249 begründete Stadt Landeshut hat ihren Namen zweifellos von der Lage der Stadt am Ausgang und zum Schutze einer uralten, wichtigen Paßstraße. Der Ort war ehemals befestigt, von Mauern umgürtet, und über ihm erhob sich auf dem Burgberge eine kleine Feste. Neugericht aber, zu Beginn des 16. Jahrhunderts entstanden, hat wohl den Namen bekommen von der Aufrihtung einer neuen Scholtisei, mit der die untere Gerichtsbarkeit verknüpft war.

Selbst bei jüngeren Siedlungen hat der Volksmund oftmals bald den Gründer vergessen. So soll das Bad Charlottenbrunn auf folgende Weise zu seinem Namen gekommen sein. Die Kuh eines Lannhäußener Bauern,

die auf den Namen Charlotte hörte, soll einst an der sumpfigen Stelle einer Wiese getrunken und durch ihr sonderbares, durch den Trunk hervorgerufenes Gebären den Hirten auf die Quelle hingewiesen haben, die zur Begründung des späteren Badeortes Charlottenbrunn die Veranlassung gab. Das Bad habe man in dankbarer Erinnerung nach der Ruh mit dem vornehmen Namen benannt. In Wahrheit heißt der Marktleden nach der Reichsgräfin Charlotte, der Gemahlin des Generals Joseph Christoph Freiherr v. Seherr-Hof auf Tannhausen, die 1724 die heilkräftige Quelle säubern, fassen und mit einem turmförmigen Brunnenhause überbauen ließ.

In Ruttelberg bei Olbersdorf in Oesterreich-Schlesien, habe, so erzählt das Volk, anfangs nur eine Brettschneidmühle gestanden. Dem beim Sägewerk eingeschlafenen Müller sei die Säge durch die Rutteln (= Gedärme) gegangen, und das bald nachher begründete Dorf sei danach Ruttelberg benannt worden. Nach Lowag, Illustrierter Führer durch das Sudetengebirge (2. Aufl. 1908 S. 211), erbaute der Freiherr Jaroslaus von Strbenky im Jahre 1068 das Dorf Ruttelberg. (Vgl. Schlesien III. S. 270; „Seidorf“; II. 560 „Kleppel“); daselbst ist ein weiterer Aufsaß über diesen Gegenstand genannt; ferner über „Hundsfeid“ W. Schulte (in Darstellungen und Quellen z. schles. Gesch. I. S. 254). Unseren Lesern sind vielleicht noch andere Beispiele bekannt, die sie unserer Sammelmappe einsenden könnten.

Dr. Martin Treblin in Breslau

### Denkmäler

Am August 1813 war die Gegend zwischen Bunzlau, Löwenberg und Goldberg stark mit Franzosen besetzt, bot sie doch das Vorgelände zur Schlacht an der Raabach (26. August 1813.) Ein Korps französischer Streifzügler kam auch nach Giersdorf und trieb es hier gar arg. Die Bewohner Giersdorfs hatten unter dem Druck der Franzosen viel zu leiden. Allerlei Lebensmittel, Geld und vor allem viel Vieh wurde ihnen geraubt. Mancher Bauergutsbesitzer hatte kein Stück Vieh mehr im Stalle. Die Not im Dorfe war groß; denn die Franzosen spielten sich als die Herren auf und quälten auch noch die Bewohner auf mannigfache Weise. Ein französischer Tambour verlangte z. B. von seinen Wirtsleuten, die Straße mit Salz zu bestreuen, damit er Schlitten fahren könne. Als die Not der Giersdorfer den Höhepunkt erreicht hatte, kam die Nachricht, daß in dem westlich von Giersdorf (1 Std. entfernt) gelegenen Groß-Walditz ein Pulk (Regiment) Kosaken eingetroffen sei. Ein Giersdorfer Besitzer machte sich heimlich auf den Weg nach Walditz und bat den Kosakenführer um Hilfe. Nach einigem Zögern folgten die Kosaken dem Bauern. Durch die Kolonie Neu-Giersdorf, auch „Grund“ genannt, rückten sie im Dorfe ein und überfielen die ahnungslosen Franzosen. Viele konnten entfliehen, 34 jedoch wurden gefangen genommen. Der vorhin erwähnte Tambour hatte sich im Badofen eines Gutsbesitzers versteckt. Trotz seines Bittens wurde er von der Frau des Besitzers verraten. Die Kosaken banden nun die 34 gefangenen Franzosen an die Schwänze ihrer Pferde und ritten mit ihnen zu einer Sandgrube auf dem sog. Niederviehweg. Hier durften die Franzosen noch ein Gebet verrichten, dann durchbohrten sie die Kosaken mit ihren Lanzen. 28 Franzosen fanden sogleich den Tod, 6 dagegen kamen wieder zu sich und wurden von den Giersdorfern nach dem Bunzlauer Krankenhaus geschafft, wo sie Genesung fanden. Im sog. „Grund“ lebte ein Bauer mit Namen Gottlieb Christen. Der hatte seine 3 Söhne auch in den Befreiungskrieg schicken müssen. Als er die getöteten Franzosen sah, faßte ihn die Angst um seine 3 Söhne so sehr, daß er vor Aufregung am andern Tage starb. Seine Söhne aber sind wohlbehalten wieder heimgekehrt.

Im Jahre 1841 ist auf Anregung des Pastors Kosog den ermordeten Franzosen ein Denkstein an der Stätte ihres

Todes gesetzt worden. Er besteht aus Sandstein und ist kürzlich auf Veranlassung des Giersdorfer Militär-Gräbnis-Vereins mit Oelfarbe weiß gestrichen worden. Die Aufschrift hat man in schwarzer Farbe erneuert. Das Kreuz steht 240 m von der letzten Wirtshaus des Niederviehwegs auf einem Feldwege in der Richtung nach Gr.-Hartmannsdorf zu.

Gustav Rother in Giersdorf

### Sitte und Brauch

(Zu dem Bilde auf S. 319)

Der Sonnabend vor dem Sonntage Kätare läßt noch immer in den Dörfern um Slogau einen alten Gebrauch in Erscheinung treten. Die Dorfjugend trägt an diesem Tage in lustigem Zuge eine Anzahl von bekleideten Strohuppen durch die Ortschaften. Dabei wird folgende Strophe gesungen:

„Der „Leisketod“,  
der frist mein Brot,  
den schlag' ich tot.“

oder in etwas veränderter Form:

„Der „Leisgatod“,  
den schlagen wir tot,  
den alten Metzger tragen wir an den Feuerort,  
um ihn zu zermehgern,  
den „Leisgatod.“

Während des Gesanges werden die Strohuppen andauernd mit Knüttelstichen bearbeitet, um schließlich mit Eintritt der Dunkelheit auf einem erhöhten Punkte verbrannt zu werden. Die Annahme, daß es sich bei dem Austragen dieser Strohuppen um das Vertreiben des Winters handele, ist heute hier ziemlich allgemein. Andererseits ist aber auch allenthalben für die umhergetragene Strohuppe der Ausdruck: der „Leisketod“ üblich. Dieser Name wird zurückgeführt auf eine Lokalgöttheit Leiske oder Loiska, die vor der Einführung des Christentums in der Gegend um Slogau in besonderem Ansehen standen haben soll. Das Verbrennen der Strohuppen würde in diesem Falle mit der Freude über die Abschaffung des Heidentums in Verbindung zu bringen sein.

G. Krause in Slogau

### Bildungsweisen

Seit April 1909 sind auch in Schlesiens Hauptstadt sogenannte Frauenschulen ins Leben gerufen worden. Man hat sie höheren Mädchenschulen angegliedert, wie z. B. der städtischen Augusta-Schule, und ihnen die Bezeichnung „Lyceum“ gegeben. Durch diese neuzeitliche Einrichtung will man eine Lücke im Bildungsgange des heranblühenden Mädchens ausfüllen. — Die Schulen sind in erster Linie für wohlhabende Kreise bestimmt und sollen das Haustöchterchen befähigen, im späteren Leben als Hausfrau und Mutter, in sozialer Tätigkeit, oder, wenn die Notwendigkeit an sie herantritt, in beruflicher Stellung ihren Platz voll und ganz ausfüllen zu können. Der Lehrgang dauert in einem Lyceum 2 Jahre. Der Eintritt kann nur Ostern erfolgen. Der Unterricht umfaßt Bürgerkunde, Kinderpflege, Kindergartenunterweisung, Pädagogik, Haushaltungskunde, Gesundheitslehre, Volkswirtschaftslehre, Nadelarbeit, Literatur, fremde Sprachen, Naturwissenschaften, Zeichnen und Malen. Die Schülerinnen haben jedoch nicht nötig, alle Gebiete zu belegen, sondern nur die Zweige, welche für sie von besonderem Interesse sind.

Sehr wichtige Lehrgegenstände sind Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre. Durch Unterweisung auf diesen Gebieten erfahren die jugendlichen Schülerinnen alles Nötige über Gesekeskunde, Invaliditätsversicherung, über das Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten usw. Um die ungeheuren Fortschritte der Technik vor Augen zu führen, werden verschiedene industrielle Etablissements besucht; auch in zahlreiche Wohlfahrtseinrichtungen, in Krankenhäuser, Blinden- und Taubstummenanstalten



phot. G. Krause in Glogau

## Das Austreiben des Winters in der Umgegend von Glogau

wird der Weg genommen. Die meist sorglos, in behaglicher Häuslichkeit heranwachsenden jungen Mädchen lernen dadurch ihr eigenes, glückliches Los erst gebührend schätzen und erfahren gleichzeitig, wie fürsorgende Nächstenliebe den Stiefkindern des Geschicks ihr schweres Dasein erleichtern hilft. Sie bekommen dadurch Interesse für soziale Hilfsarbeit. Der hauswirtschaftlichen Ausbildung wird gleichfalls große Sorgfalt zugewandt. Die jungen Damen lernen nicht nur kochen, sondern werden auch über die Führung eines Haushaltes und die Einteilung des Wirtschaftsgeldes unterrichtet. Durch einen Samariterkursus werden die jungen Mädchen unterwiesen, Verbände anzulegen, Kranke zu lagern usw. Eine der Schülerinnen markiert die Verletzte und die übrigen üben die wichtigsten Handgriffe an ihr; auch über Gesundheitslehre erhalten sie die nötigen Aufklärungen.

Der Kinderpflege wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Durch regelmäßigen Besuch von Kinderhort und Krippe ist Gelegenheit geboten, die Säuglingspflege, das Baden, Anziehen usw. praktisch zu erlernen. Um befähigt zu werden, mit größeren Kindern verständnisvoll umzugehen, werden die nötigen Studien in Kindergärten gemacht. Die Schülerinnen sehen dort, wie man mit den Kindern spielt, selbst mit den einfachsten Mitteln Spielzeug herstellt und leichte Flecht- und Klebarbeiten anfertigt.

Leider können die Schülerinnen des Lyceums nach Absolvierung des zweijährigen Lehrganges kein Schlußexamen ablegen, welches ihnen die Anwartschaft auf bestimmte Stellungen erschließt, falls sie doch einmal gezwungen sein sollten, den Kampf ums Dasein aufzunehmen. Aber auch in diesem Falle wird die Ausbildung auf einer Frauenschule sich als sehr förderlich erweisen. Es gibt genug Stellungen, wo die dort erworbenen Kenntnisse sehr in die Waagschale fallen, sei es auf hauswirtschaftlichem Gebiet, als Leiterin eines Sanatoriums, einer Kinderfürsorgeanstalt, oder in beruflicher Anstellung in der sozialen Hilfsarbeit. E. B.

## Breslauer Theater

Wohl nie hat der Theaterbesuch so sehr zu wünschen übrig gelassen, wie in diesem Jahre. Daß eine „Tristan“-Aufführung, die noch dazu dem Andenken des Meisters gewidmet war, vier leere Parkettreihen sah, wäre früher unmöglich gewesen. Wenn jetzt sogar die Oper so mangel-

haft besucht ist, darf man sich nicht wundern, wenn das von jeher auch vom Publikum stiefmütterlich behandelte Schauspiel noch erheblich mehr unter der Ungunst der Verhältnisse zu leiden hat. So fand eine „Faust“-Aufführung — die vierte in dieser Saison — vor gähnend leerem Hause statt, und Grillparzers hier lange nicht gesehene „Jüdin von Toledo“ vermochte schon beim ersten Male bei weitem nicht das Haus zu füllen. Selbst „Herodes und Mariamme“, eine der besten unserer Klassiker-Aufführungen, fand bei dem Publikum keine Gegenliebe. Eine Besserung dieser traurigen Verhältnisse erscheint vor der Hand völlig ausgeschlossen, und uns bleibt nur die Hoffnung, daß im nächsten Jahre, wenn das Schauspiel im Lobetheater eine eigene Pflegstätte erhält, eine energische Wendung zum Besseren eintritt.

Vorläufig sieht es mit der Pflege des Schauspiels im Hause auf der Lessingstraße freilich recht trostlos aus. Die doppelte Weihnachtseinbeziehung der Direktion wurde von Kritik und Publikum mit schöner Einmütigkeit zurückgewiesen. Bateilles „Trüchte Jungfrau“, und vor allem ihr Partner im letzten Akt sind doch erheblich förlicher, als es in einem einigermaßen annehmbaren Theaterstück erlaubt ist. Und Alfred Capus' „Schwache Stunden“, die den dritten Weihnachtsfeiertag verschönten, zeugten von so schwachen Stunden ihres Autors, daß sie noch am gleichen Abend, neben der noch jungen Leiche des Capus'schen „Verwundeten Vogels“ zur letzten Ruhe bestattet wurden. Unser in den Stücktiteln höchst anrüchiges Schauspielerepertoire brachte nach den „schwachen Stunden“ der „trüchten Jungfrau“ überraschend schnell „Die Kinder“ zur Welt. Hermann Bahr hat mit diesem seinem neuesten Stück, das die ebenso alte wie amüsante Anekdote vom doppelten Ehebruch übers Kreuz höchst wirkungsvoll dramatisiert, dem Theater sicher mehr gegeben als der Literatur, aber eben gerade darum ist es ein Armutszeichen für die sträfliche Interesselosigkeit unseres Publikums dem Schauspiel gegenüber, wenn dieses im besten Sinne des Wortes gute Theaterstück nach der dritten Aufführung bereits abgesetzt werden mußte. Selbst die Operette hat, natürlich am wenigsten von sämtlichen dramatischen Kunstgattungen, unter dieser rätselhaften Theatermüdigkeit zu leiden. Falls „Puppenmadel“, allerdings ein saft- und kraftloses Nachwerk, fiel der ablehnenden Haltung des Premierenpublikums zum Opfer und mußte einem weitaus kräftigeren Madel, dem „Musikantenmadel“

allein das Operettenschlachtfeld des Lobetheaters überlassen.

Im Thaliatheater, wo Volksvorstellungen mit Aufführungen für den Humboldtverein, die Eisenbahner, den Handlungsgehilfenverband und den sozialdemokratischen Verein allabendlich abwechseln, brachte der Februar ein Ereignis, das zum mindesten Anspruch auf lokale Bedeutung hat. „Bei Hampels“, ein vieraktiges Volksstück des einheimischen Autors Julius Fischer-Gesellhofen erlebte dort vor einem vorwiegend naiven, doch nicht unkritischen Publikum mit sehr freundlichem Erfolge seine Uraufführung. Die ehrliche, fleißige Arbeit, die der gesunden Beobachtungsgabe ihres Autors mehr Ehre macht als seiner dramatischen Gestaltungskraft, schildert in anschaulicher Weise das Leben und Treiben im engen Kreise eines Breslauer Arbeiterheims. Das alte Volksstückmotiv, daß Geld nicht glücklich macht, bildet die Grundlage der anfangs nicht ungeschickt aufgebauten Handlung. Im dritten Akt freilich muß das blante Messer etwas plötzlich für die Fortsetzung sorgen, und im Schlußakt setzt sich ein *deus ex machina* in Gestalt eines außerordentlich edlen Maschinenschlossers dafür ein, daß „Ende gut, alles gut“ wird. Der im Hause anwesende Autor hielt sich trotz starken Beifalls bescheiden zurück und überließ den um die Aufführung hochverdienten Hauptdarstellern, Frau Maeder-Stegemann und Herrn Johow, allein die Ehren des Abends.

Das Schauspielhaus hat seinen Ehrgeiz, in die Reihe der Opernbühnen einrücken zu wollen, mit einer schmerzhaften Niederlage büßen müssen. Ubaldo Bacchierottis Oper „Alt-Heidelberg“ erfuhr in diesem Hause, das sonst bei jeder Premire Beifallsstürme durchtosen, eine so kühle Aufnahme, daß man ohne Uebertreibung von einem glatten Durchfall sprechen kann. Und das war vorauszu sehen. Denn das Libretto ist eine dreiste Verstümmelung des lebenswürdigen Meyer-Försterschen Schauspiels, und die Musik ein ungenießbares Ragout von led estamotierten Mascagni-, Puccini- und Richard Wagner-Reminiscenzen, geschmacklos aufgeputzt mit den in dieses Milieu ganz und gar nicht passenden deutschen Studentenliedern. Auch die Darstellung ließ in der Besetzung, wie in der Wiedergabe der Partien zu wünschen übrig, und als einziger Lichtpunkt eines verlorenen Abends sei der treffliche Dr. Jüttner des Herrn Wilhelmi dankbar verzeichnet. Im übrigen deckte das Schauspielhaus sein Repertoire in der letzten Zeit mit älteren Stücken, die es nicht zum Schaden der Kunst und der Kasse wieder hervorholte. Die unverwältliche „Försterchrift“, die „reichen Mädchen“ und „Der Zigeunerbaron“ fanden immer noch ihr Publikum und bewiesen, daß der Geschmack des Publikums auch innerhalb der Operettensliteratur nur den relativ besten Schöpfungen längere Lebensdauer sichert. Friß Ernst

### Personliches

Generalleutnant **v. Prißelwitz**, der kürzlich zum Kommandeur des 6. schlesischen Armeekorps ernannt wurde, nachdem er vorher die 17. Division in Schwerin geführt hatte, wurde am 19. Dezember 1854 als Sohn des späteren Gouverneurs von Mainz, Generals der Infanterie Gustav v. Prißelwitz, geboren. Am 28. April 1872 wurde er aus dem Kadettenkorps als Leutnant in das 1. Garderegiment zu Fuß eingestellt. 1881 zum Oberleutnant befördert, war er von diesem Jahre ab bis 1884 zur Kriegsakademie und von 1885 bis 1886 zum Generalstab kommandiert. Seine Beförderung zum Hauptmann und Kompagniechef erfolgte 1887. Im Jahre 1890 zum Großen Generalstabe versetzt, wurde von Prißelwitz zum Militärattache in München ernannt und 1892 zum Major befördert. 1895 wurde er zum Generalstabs-offizier der 2. Garde-Infanterie-Division, 1897 zum Bataillonskommandeur im 1. Garde-Regiment zu Fuß und noch in demselben Jahre zum Oberstleutnant und diensttuenden Flügeladjutanten und zum Kommandeur

der Schloßgarde-Kompagnie ernannt. Zwei Jahre später mit der Führung des 2. Garde-Regiments zu Fuß beauftragt, wurde er im Jahre 1900 Oberst und militärischer Begleiter des Kronprinzen. 1905 wurde er Kommandeur der 40. Infanterie-Brigade in Braunschweig, im April 1904 Generalmajor und im September 1907 Generalleutnant und Kommandeur der 17. Division in Schwerin.

## Kleine Chronik

### Februar

13. In Bunzlau wird ein schweifloses Meteor beobachtet von der Größe einer Männerfaust, das am westlichen Himmel zieht und in weißlichem, rötlichem und bläulichem Lichte strahlt.

14. In der Färberei und Appreturanstalt von Wilhelm Lier in Oberlangenbielau wütet ein Schadenfeuer.

17. Auf dem Observatorium der Schneekoppe beobachtet man starke elektrische Erscheinungen, namentlich ein selten schönes St. Elmsfeuer.

18. In Landeshut erfolgt die Festnahme eines Schmugglers, der Zuckerrin im Werte von 1000 Mark bei Liebau über die Grenze bringen will.

19. In der Nacht zum 19. stürzt infolge Wasserdurchbruchs ein Schacht der Braunkohlengrube Conradi bei Oberhartmannsdorf, Kreis Sagan, zusammen und verschüttet 3 Bergleute, die aber später gerettet werden.

19. Ein Einjährig-Freiwilliger des Hirschberger Jägerbataillons stürzt bei einer Skifahrt 200 Meter tief in die Schneegrube ab, ohne mehr als eine Verstauchung des Knies und eine leichte Verletzung im Gesicht davonzutragen.

19. Auf der Wolfersdorfer Chaussee bei Primkenau wirft ein heftiger Sturm zwei strobeladene Dominalfuhrwerke um.

23. In der Wolfgangsgrube bei Ruda werden drei Arbeiter durch einen den Förderkorb durchschlagenden eisernen Träger in die Tiefe gerissen und getötet.

23. Die Königshütte wird Schauplatz einer eigenartigen Explosion, hervorgerufen durch den Erguß von glühender Schlacke in eine Wasserlache.

24. In der zweiten Nachmittagsstunde explodiert ein Gasbehälter der Fabrik von L. T. Heinze in Briesg. Eine Wand des Gebäudes wird völlig zum Bersten gebracht.

## Die Toten

### Februar

10. Herr Prof. Dr. Gerhard Schneega, 53 J., Breslau.

12. Herr Kgl. Kammerherr v. Köckrig und Friedland, Jagatschütz.

13. Herr Regierungsrat Georg Friedrich, Breslau. Herr Superintendent a. D. Otto Müller, 79 J., Laugwitz.

15. Frau Baronin Louise von Seydlich, geb. v. Haentlein, 70 J., Warmbrunn.

16. Herr Kgl. Amtsrat Gotthard Frühbus, 73 J., Siebenhufen, Kreis Strehlen.

Herr Landschaftsdirektor, Landrat a. D. Hans v. Ludke, 68 J., Rothenburg, O.-L.

Herr Oberstleutnant z. D. Friedrich Thomas, 52 J., Rattowitz.

17. Herr Bergverwalter a. D. Friedrich Steinhoff, 85<sup>3</sup>/<sub>4</sub> J., Gleiwitz.

Frl. Wanda v. Boguslawska, 85 J., Ober-Neilau bei Gnadenfrei.

Herr Prof. Dr. phil. Hugo Liers, 55 J., Waldenburg.

18. Herr Fideikommißbesitzer, Frhr. Daniel v. Diergardt-Roland, 58 J., Assuan (Aegypten).

Herr Hauptmann a. D. Paul Steffen, Görlitz.

Herr Bürgermeister und Stadtrat a. D. Karl Kluge, 47 J., Gleiwitz.

Herr Rentier Otto Müller, Ehrenbürger von Bernstadt, 70 J., Bernstadt.





# Der Väter Scholle

Roman von Paul H o c h e

(2. Fortsetzung)

Ihr Bruder Arnulf, der ein so offenes und heiteres Gemüt hatte wie Richard Salden, traute sich nur selten an sie heran, während er mit der jüngeren Schwester Sophie nicht genug zu scherzen und zu plaudern wußte.

Und doch hätte Beate auch wiederum nicht sagen können, daß sie irgend ein Umstand besonders unglücklich mache. Nur ein leiser Druck lastete auf ihrer Seele; eine zarte Sehnsucht wurde dann und wann in ihr lebendig: der Wunsch, wieder in ihrer großstädtischen Heimat zu sein. Hätte sie sich freilich in den Einzelheiten Rechenschaft geben sollen, was sie nach der Hauptstadt zurückzog, sie hätte es vielleicht nicht nennen können; aber lebhaft fühlte sie doch in den ersten Tagen schon, daß sie diese Sehnsucht wahrscheinlich niemals los werden würde.

Beate beugte sich nach diesen Erinnerungen wieder über den Schreibtisch. Sie wollte an eine Freundin schreiben, die sie dringend um einen Brief aus der neuen Heimat gebeten hatte. Eigentlich war das ihre einzige Freundin; dieses Mädchen hatte sich an sie, die kluge, schöne Beate, gehängt, hatte sie stets schwärmerisch geliebt, auch wenn es immer und immer wieder einsehen mußte, daß es bei weitem nicht das gleiche Maß von Gegenseitigkeit bei ihr fand. Beate war nicht die Natur, sich anzuschmiegen, sich willenlos lenken zu lassen, von ihrem Wesen viel aufzugeben, und diese Freundschaft hätte wohl auch keinen Bestand gehabt, wäre nicht der andere Teil stets so nachgiebig und entgegenkommend gewesen.

So folgte Beate auch jetzt weniger dem Zuge des Herzens, sich ihr zu offenbaren, als vielmehr dem Verlangen der Freundin und dem Bedürfnis, den Vormittag durch irgend etwas auszufüllen.

Sie schrieb:

Liebe Else!

Deinem Wunsche, die erste Epistel aus meinem jungen Heim zu erhalten, komme ich hiermit so zeitig nach, wie es mir nur möglich ist.

Du kannst Dir wohl denken, daß ich in der ersten Woche meines neuen Lebens viel mit der Einrichtung unseres Heims zu tun hatte. Aber diese Beschäftigung war mir natürlich sehr angenehm. Richard hat mir in der Auswahl der Möbel sehr viel freie Hand gelassen, und so konnte

ich denn beim Ankauf wie bei der Anordnung der Stücke meinem eigenen Geschmack folgen, den Du ja oft — vielleicht mit Unrecht — bewundert hast. Aber in diesem Falle glaube ich doch etwas Mustergültiges und Vornehmes geschaffen zu haben. Daß ich dabei auch der Behaglichkeit einen Platz gelassen habe, hat mir Richard schon vielmals versichert, und er fühlt in diesem Punkte anscheinend wahr.

Heute ist ein wunderschönes, neues Klavier für mein Zimmer angekommen, das mir hoffentlich manche bange oder einsame Stunde hier vertreiben wird.

Du weißt, daß ich mich nie besonders nach dem Landleben gesehnt habe; eine Sommerfrische von acht Tagen genügte mir schon, mich wieder nach der Stadt zu sehnen. Ob ich mich daher glücklich fühlen werde, einen ganzen Sommer und einen ganzen Winter, ja, ein ganzes, langes Leben hier zuzubringen, das will ich durchaus heute noch nicht behaupten. Wenn es nach mir ginge, verkauften wir den Hof so bald als möglich und zögen mit dem Erlös in die Stadt, wo wir davon brillant leben könnten. Nur kann ich jetzt an diesen Plan noch nicht rühren; denn mein Mann scheint mit Leib und Leben Landwirt zu sein und Gefallen am Landleben zu finden. Allein da er mir alles zu Gefallen tut, worum ich ihn bitte, hoffe ich, ihn endlich so weit zu bringen, daß er meinen Wunsch erfüllt. Mit dieser angenehmen Aussicht will ich für heute schließen, und ich verbleibe mit den schönsten Grüßen  
Deine Beate.

Befriedigt las sich die junge Gutsfrau das Schreiben noch einmal durch. Etwas kurz war es ausgefallen, aber sonst ganz, wie sie wollte und wie die Freundin es von ihr gewöhnt war, ohne jede Schwärmerei und rein sachlich.

Sie machte den Brief zu und übergab ihn der gerade in der Küche beschäftigten vierzehnjährigen Euse, damit sie ihn bald nach Lautenbach hinein in den Briefkasten trage.

### III

#### Der Erntekranz

Lautenbach hatte in der ganzen Umgegend den wohlverdienten Beinamen „Das Musikantendorf“, da ein halbes Hundert seiner

Männer und Jünglinge irgend ein Instrument fertig spielen konnten.

Der Kapellmeister der Leute und Begründer dieser ausgeprägten musikalischen Richtung war der frühere Schäfer Heinzelmännchen. Bei seinen Schafen hatte er viel freie Zeit gehabt; da hatte er sich manches Liedlein gepfiffen; später war er gar auf den Einfall gekommen, sich eine Flöte und eine Geige anzuschaffen. Da übte er nun draußen auf den weiten Fluren, während sein getreuer Karo die Herde in Zucht hielt, bis er die beiden schweren Instrumente zu seiner Zufriedenheit handhabte.

Seine vier Söhne mußten wohl sein musikalisches Talent geerbt haben; denn Flöte und Geige wanderten immer aus einer Hand in die andere, bis alle vier Burschen die schwere Kunst ebenso wie der Vater erlernt hatten.

Jetzt begannen die vier, die den Spitznamen „Heinzelmännchen“ führten, sonntäglich in der Kirche zum Gesange zu spielen, oder in der „Krone“ die Tanzmusik zu machen.

Auch in die Nachbarorte gingen die „Heinzelmänner“, um dort ihre Kunst auszuüben, und da sie auf diese Weise ein schönes Stück Geld nebenbei verdienten, gingen bald auch andere Männer zu Heinzelmännchen in die Lehre, der sie gegen klingenden Entgelt auf ein oder zwei Instrumenten ausbildete und dadurch seine Kapelle, für die es ihm nie an Beschäftigung fehlte, bald bedeutend vergrößerte.

Kam dann der Sonntag, so wanderten viele Burschen und Männer aus Lautenbach nach den Nachbardörfern, um in der folgenden Nacht mit reichlichem Verdienst heimzukehren. Heinzelmännchen hatte bereits soviel aus seiner Kunst geerntet, daß er seinen Schäferposten aufgeben und sich eine kleine Wirtschaft mit einem schmucken Häuschen kaufen konnte.

Als der Kantor Wagner heiratete und seine Frau ihm ein schönes, neues Klavier mit ins Haus brachte, hatte ihm der alte Heinzelmännchen den alten Flügel für billiges Geld abgekauft, um mit seinen schweren Fingern auch noch dieses Instrument zu erlernen.

Seit Heinzelmännchens Erfolgen wurde die Musik in Lautenbach gar hoch geachtet. Wenn der Weihnachtsmorgen herankam, hörte man hier mehr als anderswo die verschiedensten Töne erschallen. Geigen, Trompeten und Flöten wurden eifrig probiert und unablässig gemartert, und dem Knaben, der keines von diesen vornehmen Instrumenten erhalten hatte, bescherte der Weihnachtsmann wenigstens eine einfache Mundharmonika. Die Kleinsten aber,

gefragt, was sie einst werden wollten, äußerten oft mit der größten Begeisterung: Heinzelmännchen.

\* \* \*

Für Lautenbach war ein wichtiger Festtag herbeigekommen: das Erntefest oder — wie dieser Tag auch genannt wurde — der Erntekranz.

Am Vormittag hatte sich die ganze Gemeinde im Gotteshause versammelt, um Gott ihren Dank für die außerordentlich gute Ernte darzubringen. Der Nachmittag und der Abend sollten dem Vergnügen gewidmet sein.

Eben schritt unter heiteren Klängen die Heinzelmännchensche Kapelle mit ihrem alten Kapellmeister an der Spitze durch das Dorf. Es war ein schöner, sonniger Tag, ganz wie geschaffen zur Aufmunterung und zur Freude. Auch der alte Vater lobten, der im weiten Umkreise in vielfacher Beziehung zum zuverlässigen Wetterpropheten geworden war, weisagte einen schönen Tag. Er hatte ein graues Aussehen angenommen, und davon sang schon Karl von Holtei:

„Denn warsche blau, da kumt ma Regen  
spüren,

Und warsche grau, da gingen wir spazieren.“

Die Musikanten lenkten, nachdem sie das Ende des Dorfes erreicht hatten, ihre Schritte zum Idahof. Hier nahm dies Jahr der Erntekranz seinen sozusagen offiziellen Anfang. Es war nämlich in Lautenbach eine alte Sitte, daß der Erntekranz von den Knechten und Mägden abwechselnd jedes Jahr in einem anderen Hofe gewunden wurde, von wo aus er von der Kapelle abgeholt und durchs Dorf in die „Krone“ geführt wurde.

Auf dem Idahofe herrschte daher schon seit gestern ein geschäftiges Leben, ein Kommen und Gehen, ein Suchen, Fragen und Urteilen. Fiel doch von der Schönheit des Erntekranzes immer ein Teil des Glanzes zurück auf die zum Hofe gehörigen Dienstkleute ja sogar auf die Herrschaft selbst.

Richard Salden hatte seinen Leuten dies Jahr viel freie Zeit gelassen, und sie hatten sich offenbar auch Mühe gegeben, das festliche Brunkstück des Tages prächtig herzustellen.

Da stand es in der Mitte des sauber gefegten Hofes. Ein großer Bogen, daß eine Kutsche darunter hätte durchfahren können, ragte, am Boden befestigt, in die heiße Sommerluft. Girlanden von Efeu und Rosen vermischten sich mit dem schon dunkel gewordenen Laube der Weißbuchen und Sommerlinden. An der Höhe des Bogens aber baumelte eine große, grüne Krone, gearbeitet aus langen, saftigen Gräsern und geschmückt mit den prangenden Sommerblumen der Wiese. In diese Krone

aber waren allerlei sinnige Symbole der Erntearbeit gesteckt: zierlich geschnitzte, hölzerne Rechen, Sensen, Sabeln und Leitern.

Die Kapelle ordnete sich um den Erntekranz herum und spielte, dem Wohnhause zugewendet, den Choral: „Nun danket alle Gott.“ Salden, der mit Beate in der Laube vor der Tür zugehört hatte, lud darauf an die Kapelle und an die Träger des Kranzes die übliche Spende ab, die dieses Jahr etwas reichlicher ausfiel als sonst; war doch die Ernte über die Maßen gut ausgefallen, und dann, ja, ist der Mensch im Glück nicht meist freigebiger als sonst? Und war Salden nicht glücklich?

Nachdem die Gabe feierlich in Empfang genommen worden war, wurde von den Musikanten noch ein lustiges Stücklein gelassen, das einzig und allein für die freundliche Herrschaft bestimmt war. Dann begann der Aufbruch.

Der Erntekranz wurde behutsam von der Erde losgelöst und in die Höhe gehoben. Drei Knechte stellten sich an jeder Seite auf, um den Bogen abwechselnd zu tragen, während zwischen ihnen sechs weißgekleidete Ehrenjungfern sich paarweise anordneten.

Hinter diesem Ehrenzug gruppierten sich die bereits angekommenen Leute des Fuchslandes und des Idahofes, während Marianne und der Großknecht Grober diesmal mit unter die auserwählten Ehrenpersonen gehörten.

Auf ein Zeichen des Kapellmeisters stimmten die Musikanten an, und unter lustigen Marschklangen setzte sich der ganze Zug, begleitet von der Dorfjugend, in Bewegung, um noch nach einem Umzug in Dorfe dem Gemeindevorsteher eine Huldigung darzubringen, den üblichen Taler dafür in Empfang zu nehmen und dann in der „Krone“ den ersehnten Tanz zu beginnen. —

Raum war der Zug hinter den Buchen verschwunden, als ein offener Wagen in den stillen, verlassenem Idahof einfuhr. Er brachte den Besitzer des Fuchslandes mit seiner Familie zum Erntebesuch.

Der Oberamtmann Grünau war schon ein älterer Herr, den man, nach seinem Aussehen zu urteilen, eher für den Onkel als den Schwager Saldens gehalten hätte; aber er hatte sich eine jugendliche Heiterkeit und ein joviales Wesen bewahrt.

Er begrüßte Beate, die ihm entgegengekommen war, herzlich, indem er zu scherzen versuchte: „Wir haben's halt gewagt, euch jetzt einmal in eurem Liebestraum zu stören; na, lebt es sich nicht ganz gut zu zweien, meine schöne Schwägerin?“

Beate blieb ihm die Antwort schuldig; sie schien nicht viel Notiz von seinen Worten zu nehmen. Christine, die nicht gern irgendwie anstoßen wollte, aber schon gemerkt hatte, daß Beate etwas vorsichtig behandelt sein wollte, suchte auch ihren Mann zu veranlassen, nicht unbedacht zu sein.

Sie hatte in der Regel vier Mittel, die sie anwendete, um sich dem Oberamtmann verständlich zu machen. War sie dicht bei ihm, dann versetzte sie ihm einen leichten Puff in die Seite, wenn sie sich un beobachtet glaubte. Wenn sie bei Tische saßen, stieß sie ihn an seinen Fuß. Ließ sich beides nicht tun, so winkte sie ihm mit den Augen zu, und war das nicht angebracht, dann hustete sie ein klein wenig, um ihn aufmerksam zu machen.

Und Grünau war ein gehorsamer Gatte. Er wußte, er konnte sich auf seine Christine verlassen; die fand in jeder Lebenslage mit seinem Takt stets das Rechte, während er sich nur zu leicht von seinem feurigen Temperament zu unüberlegten Worten hinreißen ließ.

So reagierte er auch jetzt sofort auf den Wink seiner Frau, obwohl er sich, wie schon manchmal, absolut nicht erklären konnte, was er Unrechtes getan oder zu tun im Begriff war.

So ließ er denn die Frauen allein und ging zu den Männern am Pferdestall. Sein Sohn Felix stand dort mit dem Onkel in ein eifriges Gespräch vertieft, an dem er bald interessiert teilnahm. Es war natürlich, daß über die gute Ernte gesprochen wurde, hier, wo drei Männer beieinander standen, die nicht bloß um den Erwerb draußen auf der Flur arbeiteten, sondern die die heimatische Scholle liebten, mehr liebten, als alles andere in der Welt.

Salden schlug vor, noch einen kleinen Rundgang in den Garten und ins Feld zu unternehmen, ehe man sich zum Kaffeetisch setzte; die Frauen könnten sich währenddessen die neu eingerichteten Zimmer ansehen.

Man war mit dem Vorschlage beiderseits einverstanden, und bald sah man die Männer, eifrig redend und gestikulierend, durch die Acker schreiten. Aber wieviel hatten sie sich auch zu erzählen, wieviel zu sehen, trotzdem die Getreidefelder schon abgeerntet waren! Hier grünte schon wieder der junge Klee in den Weizenstoppeln; dort labte sich das Auge an dem üppigen Kraut der knolligen Zuckerrüben; hier bräunte sich bereits das hohe Gesträuch der Herbstkartoffeln; da war die Pflugschar schon über die Acker gegangen und hatte die lockere, schwarze Erde, die so frisch duftete, bloßgelegt. Noch stand der Blumenflor der Weise in verlockender Pracht; bald aber würde des Schnitters Sense die hohen Gräser mähen

und der balsamische Duft des Grunts in die laue Spätsommerluft steigen.

Den Frauen war die Zeit nicht so rasch vergangen; sie sahen bereits an dem sauber gedeckten Kaffeetische unter dem großen Akazienbaume und warteten sehnsüchtig auf die Männer. Wenigstens Christine fühlte, daß es eine Erlösung für sie bedeuten würde, wenn sie mit ihrer Tochter Alwine und Beate nicht mehr allein zu sein brauchte.

Zwar ließ es ihre junge Schwägerin an keiner Aufmerksamkeit fehlen, und doch fühlte sich Christine in ihrer Gesellschaft nicht ganz unbefangen, nicht ganz wohl. Sie selbst hatte Richards offene, mitteilsame Natur; sie mußte aus sich herausgehen können, warm werden, wo sie sich glücklich fühlen sollte. Das konnte sie aber Beate gegenüber nicht. Denn diese verhielt sich stets so ruhig, so kühl, so gemessen, daß sich auch Christinens Herz zuschnürte, und daß das Gespräch nur kalt und stoßend dahinging. Wie gern wäre Christine zu ihrer Mutter geeilt, die in dem netten Auszughäuschen im Garten wohnte, aber diese hatte, wie Richard sagte, sich auf kurze Zeit niedergelegt, weshalb sie die Tochter nicht stören wollte.

Auch Alwine saß still und verschüchtert da; man merkte ihr jetzt wirklich nicht an, daß sie sonst ein munteres Ding war und mit ihren fünfzehn Jahren das Stillsitzen und das lange Schweigen noch nicht gelernt hatte.

Nein, so hatte sie sich die neue Tante allerdings nicht vorgestellt. Schön war sie ja, noch schöner, wie ihr Vater und Mutter nach der Hochzeit des Onkels begeistert erzählt hatten. Aber stolz, sehr stolz mußte sie sein, so stolz, wie sie eigentlich noch keinen Menschen kennen gelernt hatte. Zu ihr, der Nichte, hatte sie ja fast kein Wort gesprochen, und daß ihre Mutter so sonderbar ruhig, ja geradezu förmlich wurde, daran war die Tante auch nur ganz allein schuld. Alwine bedauerte es jetzt fast, daß sie sich nicht dem Rundgange der Männer angeschlossen hatte; da wäre ihr in des Onkels Gesellschaft gewiß wohler gewesen. Nur die schöne Stubeneinrichtung hätte sie dann freilich nicht gesehen, und ihr Anblick war allerdings viel, sehr viel wert gewesen.

Wenn Christine geglaubt hatte, mit der Ankunft ihres Bruders würde sich das Verhalten Beates ändern, so hatte sie sich arg getäuscht. Gewiß ließ sich die junge Wirtin auch jetzt nicht das Geringste zuschulden kommen, sie repräsentierte die Hausfrau tadellos, und die Frau Oberamtmanm mußte sich im stillen gestehen, daß sie soviel Schönheit und Anmut, soviel Sicherheit und Korrektheit im Auftreten kaum jemals bei einem Menschen bemerkt hatte.

Es gefiel ihr nur nicht, daß Beate niemals einen freundlichen, warmen Blick auf eine Person der Tischgesellschaft richtete, auch auf Richard nicht, der sie doch fortwährend mit seinen Blicken begleitete. Sollte ihm ihre Kälte im Ueberschwang seiner eigenen Liebe zu ihr noch nicht zum Bewußtsein gekommen sein? Möglich war das bei seiner Natur schon. Aber das hätte nicht immer so bleiben können; sie kannte ihren Bruder zu gut. Eines Tages würde er sehen lernen, seine Täuschung begreifen und unglücklich werden. Denn so gern und so viel er auch selbst in seiner Liebe gab, mußte man ihm doch entgegenkommen, ihm ein offenes Herz entgegenbringen, um ihn nicht schüchtern und verschlossen zu machen.

Doch vielleicht täuschte sie sich nur. Beate war ja noch jung und erst seit ein paar Tagen verheiratet und dazu in einer fremden Welt. Konnte man es ihr da verdenken, wenn sie sich nicht gleich so gab, wie sie vielleicht war? Und ging nicht trotz der Zurückhaltung der jungen Frau doch stets ein so freundlicher Zug um ihre Lippen? Sprach dieses Zeichen nicht deutlich zu ihren Gunsten?

Ein seltsames Gefühl durchschauerte Christinens ganzen Körper. Und wieder glitten ihre Blicke von Beate auf ihren Bruder. Da stieg ein inbrünstiger Segenswunsch für sein wohlverdientes Glück in ihrem schweesterlichen Herzen auf.

\* \* \*

Handrißkef hatte sich am Nachmittage dem Erntekranzzuge nicht mit angeschlossen. Stumm hatte er während der festlichen Szene an der Stalltür gelehnt und dem Gebahren der andern zugeschaut. Zwar hatte ihm Marianne zugerufen, ob er sie heute nicht einmal zum Tanze führen wollte, aber er hatte nur ein stummes Kopfschütteln zur Antwort gehabt.

Als er die Pferde des Oberamtmanms abgeschirrt und ihnen Hafer vorgeschüttet hatte, war er allein in den Garten geschlichen und hatte sich hinter der Scheune auf einen Stoß Bretter niedergelassen.

Die jüngste Vergangenheit zog langsam durch seine Seele.

Es war doch nicht so leicht, die Heimat zu verlassen und in einer fremden Gegend glücklich zu werden. Zwar hatte er hier einen guten Herrn getroffen; auch die Pani, Beate, die sein Schicksal von Richard erfahren hatte, sah ihn immer freundlich an. Aber wer gab ihm die Heimat wieder? Hier war ja so vieles anders wie in seinem polnischen Heimatsdörfchen.

(Fortsetzung folgt)



Burgruine in Chutów  
(Zu dem Aufsätze: Romantik in Oberschlesien)

phot. A. Züttner in Ratibor





## Romantik in Oberschlesien

Von Paul Albers in Breslau\*)

Wenn ich den Leuten vorerzählen wollte, daß sich in Oberschlesien die Kohlen von selbst im Stollen in Gold verwandelten, so würden sie es mir eher glauben, als wenn ich ihnen versichere, daß dieses so oft verkannte Gebiet überreich an Romantik ist. Deshalb habe sie ja auch den größten aller Romantiker, Joseph Freiherrn von Eichendorff, erzeugt. Aber die Leute lassen solche Beweisführung nicht gelten und behaupten nach wie vor, in Oberschlesien gebe es nichts als Gruben, Kohlen, Hütten, Galden, Schornsteine, Eisen, Rauch, Staub, Schmutz, Wasserpolnisch und Fusel. Trotzdem will ich versuchen, die Hartnäckigen zu bekehren, indem ich sie einen unbefangenen Blick in Burgruinen tun lasse, in Schlösser und Universitätsbibliothek, ohne ein Münchhausen zu sein.

Gewiß, das alles gibt es in Oberschlesien. Freilich, nicht so viele Burgen wie am Rhein, an der Donau oder in Tirol. Aber dennoch

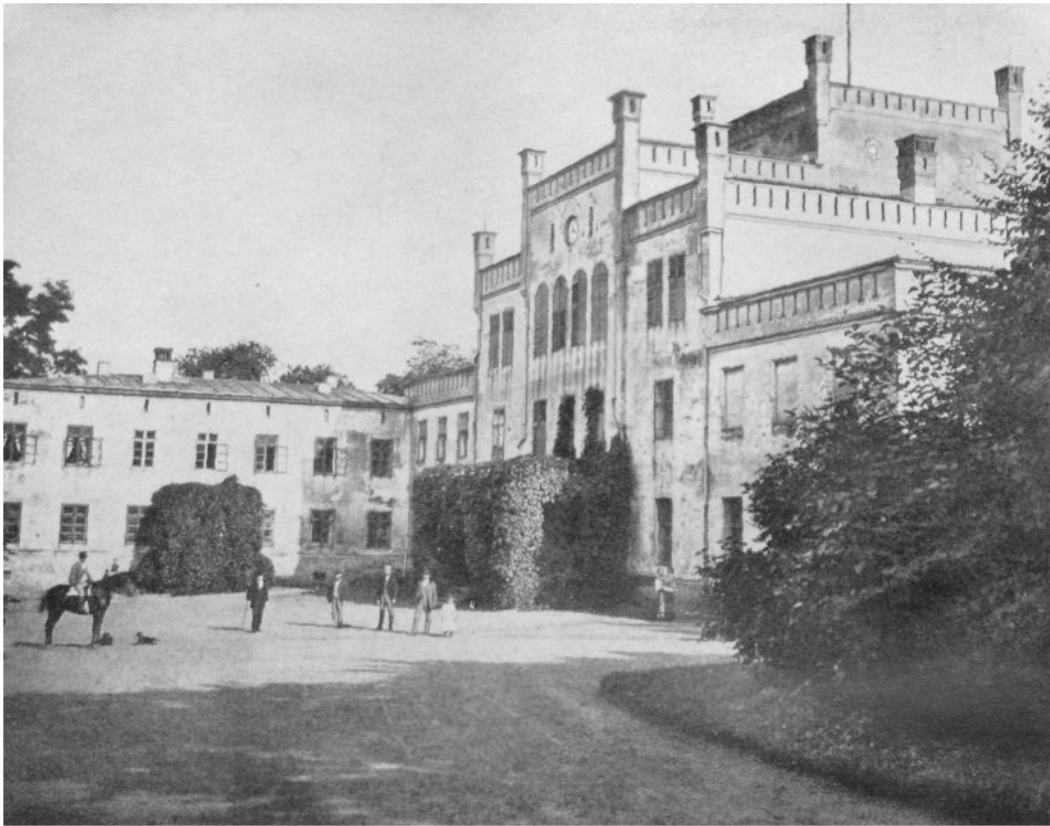
\*) Mit zwei Beilagen und vier Abbildungen im Text.

einige und zwar recht prächtige. Zum Beispiel in Chutow, wo ich das Licht der Welt erblickte. Stundenlang konnte ich als Knabe nach den verwitterten Zinnen der alten Ruine, die Dohlen krächzend umflattern, emporfliegen. Wie zeitfremd starrt die mittelalterliche Feste in den von Baumriesen umsäumten See hinein und träumt von polnischen Adelsgeschlechtern, die einst hier lachende Tage gesehen. Heut ist es einsam und still im kühlen Schatten des morschen Gemäuers, toteinsam und still. Nur die Romantik flüstert leise wie das Schilf in dem See, wie die weißen Wasserrosen oder die Säge, die mir Marescha, meine polnische Kinderfrau, erzählte. Es ist lange her, ja, fast ein Menschenalter, daß sie sie mir erzählte. Aber viel, viel älter ist die verblaßte Sage von dem alten Schlosse.



Das St. Laurentiuskirchlein in Orzesche

Als noch undurchdringliche Urwälder Oberschlesiens Boden bedeckten, herrschte auf der Chutower Burg ein Ritter, mächtig und stolz. Indessen duldet es den mutigen Recken auf



phot. A. Jüttner in Ratibor

Das Geburtshaus Eichendorffs, Schloß Lubowitz

dem einsamen Sitze seiner Ahnen nicht. Deshalb zog er weit ins Land auf Aventuren aus, verliebte sich im benachbarten Böhmerlande in ein bildschönes Stiftsfräulein, entführte es und brachte es als Gattin heim. Allein ein Jahr nur lebte das Paar in ungetrübter, seliger Lust. Denn die junge Frau starb bei der Geburt des ersten Kindes und das Kind mit ihr. Beide ließ der trostlose Ritter auf dem etwa zwei Meilen entfernten Laurentiuskirchhofe begraben. Aber die Liebe ist stärker als der Tod. Jede Nacht besuchte die entschlafene Gattin den Gemahl und klagte ihm, daß sie die finsternen Wälder durchfliegen müsse, in denen der Wisent hause, der Wolf heule und der Uhu sein graues Liedlein fänge. Da ließ der Ritter einen meilenlangen, unterirdischen Gang von seiner Burg nach dem Laurentiusfriedhof ausmauern, durch den nun die arme Seele allnächtlich ihren gramlieben Flug unbehelligt nehmen konnte.

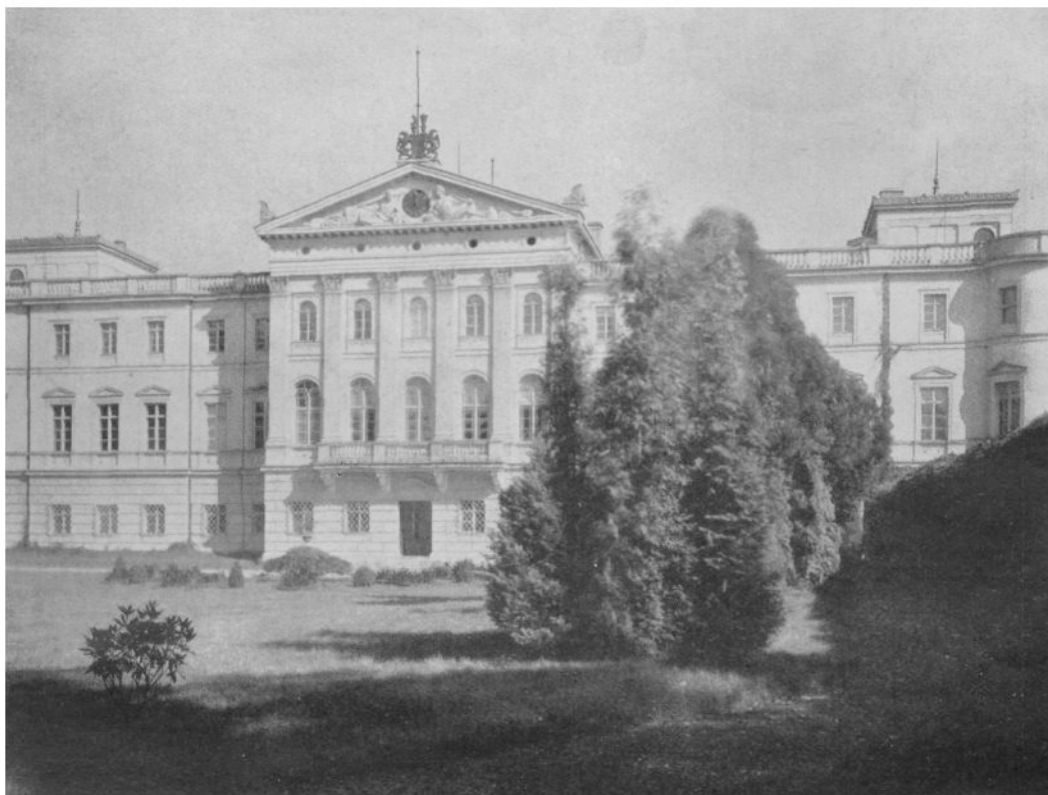
„Glaube mir,“ versicherte die alte Marescha, „der unterirdische Gang existiert noch. Sein Eingang nur ist verschüttet, und man kann ihn selbst deshalb nicht finden.“ Die Chutower Bauern beteuerten mir das gleiche.

Vielleicht haben sie recht. Das Laurentiuskirchlein aber, das schweigend auf den Industrieort Orzesche herabblickt, verrät sein Geheimnis nicht. Ist es doch selbst samt dem Friedhof ein Geheimnis und weist sinnend mit dem Turm nach den Wolken. Drüben aus weiter, weiter Ferne grünen es die blauen Sudeten. Kiefern, Birken und Cypressen raunen zu seinen Füßen leise über den einsamen Gräbern. Sie raunen, aber verraten nichts. Und die Toten erst recht nicht. Nur die Romantik sagt dem Poeten: „Die Geschichte ist doch wahr! So wahr, wie ich lebe!“

Und sie lebt! Nicht nur in der Chutower Burgruine und dem geheimnisvollen Bergkirchlein ad sanctum Laurentium, sondern überall in Oberschlesien, in tiefen Tälern und auf bewaldeten Höhen, die Eichendorff so unsterblich verherrlicht hat. Wandert nur mit mir die kirchbaumumsäumte Lubowitzer Chaussee nach der Geburtsstätte des Dichters.

Allmählich steigen die „Rudniker Berge“ auf und gewähren ein anmutiges Bild. Wie ein Silberfaden zieht da unten im Sonnen glanze die Oder, vorüber an dem Städtchen Ratibor.





phot. A. Züttner in Ratibor

## Schloß Slawikau

Zu beiden Seiten der Landstraße wogen die goldenen Weizenfelder, über denen Lerchenlieder erklingen. Aber lauter und vertrauter noch klingt und singt im Herzen des Wanderers die Eichendorff'sche Weise:

O Täler weit, o Höhen,  
O schöner, grüner Wald,  
Du, meiner Lust und Wehen  
Andächtiger Aufenthalt! . . .

Doch horch! Was klappert da unten?

In einem kühlen Grunde  
Da geht ein Mühlenrad —

Ja, dort geht sie noch immer, die alte Mühle, von Bäumen und Hecken umgeben, obwohl das Ringlein längst zerbrochen ist. Für ewige Zeiten hat über die ganze Gegend die Eichendorff'sche Muse den innigsten Schleier der Romantik gewebt, vor allem über des Dichters Geburtsstätte: das Schloß Lubowitz, das uns aus den Blüten eines reizenden Gartens weiß entgegenstrahlt:

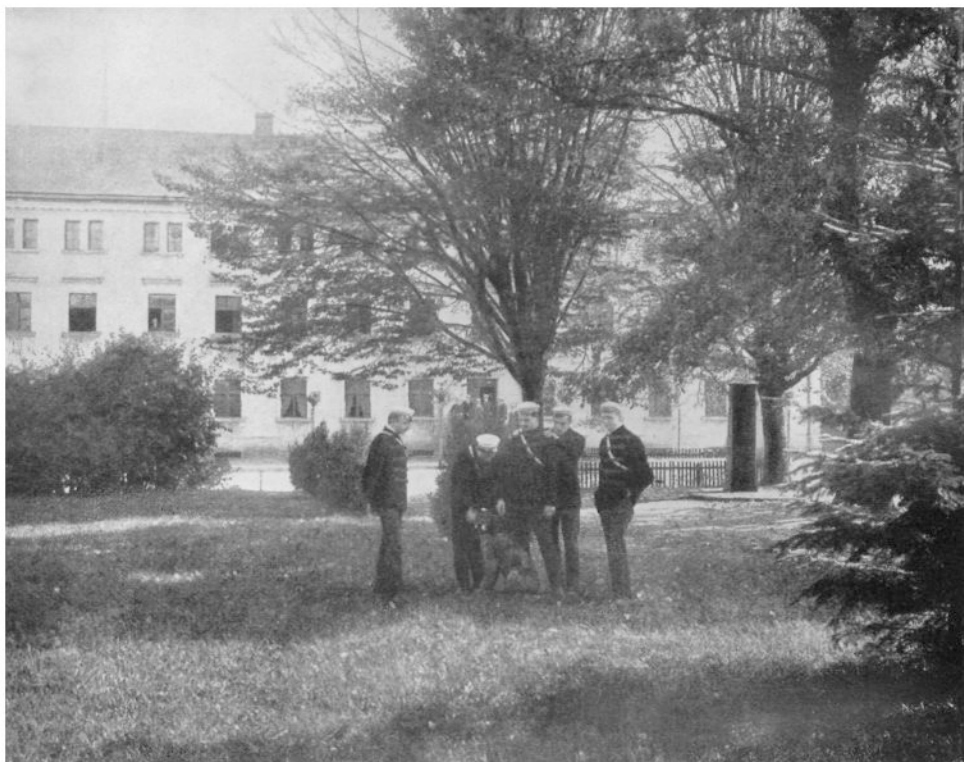
Hier hinter den Myrthenbäumen  
In heimlich dämmernder Pracht,  
Was sprichst du mir wie in Träumen  
Zu mir, phantastische Nacht?  
Es funkeln auf mich alle Sterne  
Mit glühendem Liebesblick,

Es redet trunken die Ferne  
Wie von künftigen, großen Glück.

Wie oft mag Eichendorff hier in phantastischer Nacht mit Sehnsuchtsaugen nach dem entfernten Pogrzebin hinübergeschaut haben, wo sein Lieb, seine spätere Gattin Luise Viktoria von Larißch, heimlich seine Seufzer erwiderte! Romantisches Lieben und romantisches Leben wohnten von jeher in all diesen oberschlesischen Schlössern und Schloßchen, auch in Slawikau, das der Wanderer in einer halben Stunde auf der Landstraße erreicht, die links von Lubowitz abbiegt.

Schloß Slawikau gehört mit zu den schönsten Herrensitzen der Provinz.

Sein Bauherr war ein kunstsinziger Aristokrat, der dem Prachtbau des Palazzo ducale in Venedig, der berühmten Galleria Pitti in Florenz und den unsterblichen Skulpturen im Kapitolinischen Museum mehr Geschmack abgewann als wilden Parforce- und Schnitzeljagden. Kein Wunder, daß diese ästhetische, selbst künstlerisch-schöpferische Natur dem Baune des Südens erlag und ein Mädchen aus dem Volke, eine entzückende Blume des Südens, als Gattin in sein stolzes Schloß heimführte. Dieser Freiherr bildete keine



phot. A. Züttner in Ratibor

## Das Theologische Seminar der Brüdergemeine in Gnadenfeld

Ausnahme unter den obererschlesischen Magnaten. Die märchenhaft-phantastischen Schicksale des Fürsten- und Grafenhauses Henckel von Donnersmarck und Schaffgotsch sind ja allgemein bekannt. In einer Provinz, so reich an Mannigfaltigkeit und wechselnden Kontrasten, mußte zwischen den geräuschvollen Wundern moderner Industrie die „blaue Blume Romantik“ naturgemäß üppig emporkblühen!

Ein gewisser romantischer Hauch liegt auch auf den obererschlesischen Bildungs-Anstalten, die ein urwüchsiger Wissensdurst schwarzem Gruben- und Hüttenrauch zum Trost jäh und zahlreich ins grünende Leben gerufen hat. Vor allem aber liegt er auf der kleinen Universität, die sich bescheiden „Theologisches Seminarium der Brüdergemeine in Gnadenfeld“ nennt, und die am 24. Mai 1904 bereits ihr 150 jähriges Jubiläum gefeiert hat.

Aus der ganzen Welt strömten und strömen, wie das amtliche Namensverzeichnis ergibt, ihre Studenten herbei: aus Südafrika, Labrador, Jamaica, Nord- und Zentral-Amerika,

England, Frankreich, Rußland, Holland usw. Sie müssen Universitätsreise nachweisen und sich einem theologischen und philosophischen Studium von sieben Semestern unterziehen.

Selbstredend besitzen auch die Dozenten die für die deutschen Universitäten erforderliche facultas docendi. Unter den Hervorragendsten nenne ich Clemens, Scholler, Baummeister, Cunow, Früauf, Hüffel, Rölbing, Plitt, Matthiesen, Schumann, Reichel, Becker, und Uttendörfer.

Die Studenten, die aus der ganzen Welt in Gnadenfeld zusammenströmen, werden auch wieder als Streiter Gottes in die weite Welt gesandt. Das Institut entbehrt daher auch schon deshalb einer gewissen Romantik nicht, wie seine ganze Gründung schon ein Wagnis gewesen ist. „Daß die Errichtung und der Ausbau eines theologischen Seminars (in Gnadenfeld) für eine kleine, freie Kirche in der Tat ein Wagnis ist und bleibt, dafür legt die neuere Seminariums-geschichte beredtes Zeugnis ab“, sagte der Direktor D. P. Rölbing in seiner Festschrift.



## Der alte Rinderschlitten

Von Christa Niesel-Lessenthin in Neumarkt

Sie hatten es sich so ganz fest eingebildet, daß es ein Junge werden sollte — ein Sohn, den sie zum Gefäß ihrer Ideen machen könnten, an dem sich alle ihnen selbst unerfüllten Jugendhoffnungen erfüllen sollten, dem alle ihnen nicht gereiften Jugendträume zur Wirklichkeit würden. Besonders die junge Frau schwelgte in dem Klange des Wortes: ein Sohn. Spiegelte sich ihr in den Tiefen des dämmernden Unterbewußtseins vielleicht das zeitendurchleuchtende Bild der „Frau Rat“? Jedenfalls hoffte und erwartete sie, daß alle die hübschen Ansätze ihrer Fähigkeiten sich in ihrem Sohne fortentwickeln, verdoppeln, verzehnfachen würden, daß er halten würde, was sie versprochen hatte. Und sie geleitete ihn im Geiste mit vorsorgender Liebe alle Staffeln des Lebens hinauf bis zur höchsten. Dann lächelte sie selig über ihren Jungen. Man machte sie darauf aufmerksam, daß es ebenso gut ein Mädchen sein könne, und das sei doch ebenfalls ganz erfreulich. Aber sie blickte mit ganz erstaunten Augen in eine Welt, die solchermaßen das Zerbrechen ihrer schönsten Hoffnung als etwas Gleichgültiges behandeln konnte. „Ich bin seelisch gar nicht vorbereitet für eine Tochter,“ sagte sie und sah ganz abweisend aus. — „Sie könne ja eine zweite Jeanne d'Arc werden“, spöttelte man, „wenn sie denn durchaus den stolzen Erwartungen ihrer Mutter nachkommen sollte, „oder eine zweite Sappho“. Von alledem wollte sie nichts wissen.

Nein — ein Junge sollte es sein, körperlich stählen, voll frischer Widerstandskraft, mit jenem leichten, sicheren Schritt durchs Leben, den die Lieblinge des Schicksals haben. Oh, wie sie da draußen den schneeweißen, sonnbeleuchteten Marktplatz schmückten, diese köstlichen Blütenhoffnungen des Lebens, diese frischen, rotwangigen Buben, blond und braun, kraushaarig oder mit schlichtem Schultergelock. Welchen Jubel trugen sie doch in den kleinen Herzen! Er rührte an ihre festen, roten Kinderlippen, daß sie ihn laut hinaus verkündeten! Sie zogen jauchzend kleine Schlitten hinter sich her, in denen kleine Mädchen in bunten, pelzverbrämten Häubchen saßen. Die Schlittenglocken klingelten hell, und draußen vor den Toren stand schon das Christkind und läutete mit der großen, silbernen Glocke. Die Kinderohren hörten es alle — oh, sie hören ihn von weither, diesen

wunderfeinen Klingelton und das leise Knacken der Nüsse in Nikolaus' Sack. —

Eine ganz kleine, dicke Dreijährige, mit feuerroten Pausbacken und blonden Struwellocken kam vorbeikutschiert. Sie war wie eine kleine Prinzessin unter den anderen Kindern, in weißem Mäntelchen und dem schillernden Pelzmützchen. Ein großer Bub von 10—12 Jahren zog ihren Schlitten mit brüderlicher Sorgfalt. Aber an einem Schneehaufen kam er doch zu Fall. Das leichte Gefährt kippte um, und Fräulein Pausback lag im Schnee und strampelte. Aber keineswegs begann sie zu schreien. Vielmehr buddelte sie sich emsig hervor, schüttelte das Pelzmützchen, daß die weißen Flocken stoben und ging zur Kutsche über. Ihr Kavalier tröstete das erbohte Dämchen. Sie aber teilte ihm mit den roten, geballten Fäustchen ein paar ganz hübsche Püffe aus, daß der große Junge ganz verdukt vor dieser Miniaturfurie stand. Ihr Groll schien dann aber im wahren Sinne des Wortes „verpufft“ zu sein. Sie bestieg von neuem den Schlitten, hockte darauf nieder wie eine kleine Mohammedanerin und ließ sich huldvollst weiterziehen. Auf dem frischen, dunklen Jungengesicht ihres Schlittenführers lag ein unbeschreibliches Gemisch von Gefühlen. Aber er trabte geduldig weiter, die kleine, liebe Last noch sorgfamer als vorher durch alle Fahrnisse leitend. Frau Clarissa hatte das durch die blanken Scheiben ihres grauen, spitzgiebeligen Hauses lächelnd beobachtet. Und in diesem Lächeln lag eine spitzbüßische, mit sich selbst streitende Freude an der rabiaten Kleinen. Recht so! Man muß sich nicht alles gefallen lassen! Sie hätte es gewiß genau so gemacht, als sie noch mit Nachbar Doktors Stefan auf dem Marktplatz Schlitten fuhr; denn er hatte ihr in späteren Jahren oft erzählt, was für ein kleines Kragbürstchen sie gewesen sei. Aber es mußte Doktors Stefan doch so recht gewesen sein; denn er hatte sich nichts Schöneres gewünscht, als daß das Kragbürstchen ihm sein ganzes Leben glatt bürste. Es gab mancherlei wegzubürsten aus solch einem Leben der Arbeit und des Ernstes, wie er es führte, seit er, „ein Jüngling, näher dem Manne“, des Vaters verantwortungsreiche Berufslast auf seine jungen Schultern genommen hatte. Es blieb wenig Zeit, der Kinderjahre goldene Erinnerungskleinode zu betrachten. Clarissa

aber hielt sie blank in ihren vielen stillen Stunden und freute sich daran mit der heiligen Freude derer, die eine neue Jugend heimlich aufblühen sehen. Der Hauch ferner, weißer Wintertage trug verklingende Stimmen zu ihr und fegte von alten Bildern den Spinnwebfchleier des Vergessens. Sie wurden ganz frisch und lebendig. Ihr alter Rinderschlitten! Er hatte blizende Rufen gehabt, rote Samtpolsterchen auf dem Siz und eine lange, dicke, goldgelbe Schnur. Und er stand wohl noch in irgend einem versteckten Winkel des großen Bodens, der ihrer Rinderspiele schönster Schauplatz gewesen war in den dämmerigen Herbsttagen, wenn das Städtchen im Regen stand.

Es war Frau Clarissa, als würde sie sanft fortgezogen — an einer langen, goldgelben Schnur. Sie erhob sich aus ihrer Fensterbänke und schritt langsam durch das schöne, altfränkische Gemach. Das gediegene, sorglich gepflegte Mobiliar, das noch von „Sanitätsrats“ stammte, gab ihm etwas Ruhiges, einen Ausdruck gutbürgerlicher Vornehmheit. Aber Clarissas modelose Erscheinung, der pikante Kopf unter der blonden Krone fügte sich merkwürdig gut diesem Stil vergangener Jahrzehnte.

Ihr Schritt war gemessen, und ihre Gestalt zeigte nun, da sie sich aufrecht hielt, jene Linien, die eine Lebenshoffnung zeichnet. Oben auf dem Boden tanzten schwächliche, goldene Lichtchen, die sich durch die Lücken gestohlen hatten. Es war ein prächtiger Boden, wie man ihn nur noch in alten, guten Häusern wohlhabender Kleinstädte findet, ein wahres Kinderparadies: groß und weit, in einem reizvollen Dämmerlicht, mit allerlei Türen und geheimnisvollen Verschlagen, Arväterhausrat aller Generationen, Kisten voller Bücher, ausgedienten Möbeln und Rinderspielzeug. Vor einem Kindertischchen mit buntbemalter Platte fand Clarissa ihren alten Schlitten, innig an eine Puppentüche geschmiegt, die wohl ihre Rolle noch in den Kindertagen der alten Frau Sanitätsrat gespielt hatte.

Clarissa atmete ein paarmal tief auf; die Treppe war dunkel und steil, sie war ihr schwer geworden. Ueber dem Schlitten lag ein altes, türkisches Tuch, nach langjährigem ehrenvollen Dienst degradiert. Sanft wischte Clarissa damit die Staubschicht von den Rufen, und als sie frisch aufblikten, kamen goldene Strahlen geeilt, sich darin zu spiegeln; denn durch eine Luke gegenüber dem Schlitten sah die rote Sonne.

Clarissa setzte sich auf das bemalte Tischchen — mitten in den schönen Feuerrosen stand in ihrer unbeholfenen Kinderhandschrift das

Wort Stefan — und zog an der goldgelben Schnur den Schlitten noch näher zu sich heran. „Weißt du noch,“ sagte sie träumerisch, „von der Zeit, da ich ein kleines Mädchen war und du mich durch den weißen Schnee trugst?“

„Oh“, raunte der alte Rinderschlitten ganz leise, — „und ob ich davon weiß! Es war meine goldene Zeit.“

„Und mein Stefan war ein fröhlicher Bub, und seine braunen Hände zogen an deiner gelben Schnur.“

„Und“, sagte der Schlitten sinnend, „da war noch ein anderer Knabe, blond und zart. Du nanntest ihn Friedel. Wenn du mich liebst, hob er mit seinen weißen, schlanken Händen schmutzige Wichtchen ohne Mützchen und Mäntelchen auf meinen schönen Sammetfiz. Und ich mußte eilig, eilig ein paar Runden machen, bis du wieder kamst. Und wenn die Wichtchen jauchzten, dann strahlte des blonden Knaben Gesicht.“

Clarissa fühlte, wie ein altes Leid mit zuckenden Händen an ihr Herz rührte: „Mein Brüderlein! Er schläft draußen unter dem Schnee, und die Friedhofstannen rauschen über ihm und halten ihm die Totenwacht.“

Da schlüpfen die Sonnenstrahlen zur Luke hinaus und schmiegt sich zum Schummer in die Arme der Dämmerung. Ihr grauer Schleier sank auf alle Dinge.

„Warum bleibst du mir so lange fern?“ begann der Schlitten von neuem.

„Ja,“ flüsterte Clarissa schmerzlich, „warum eilt die Jugend fort? Denn schließlich bist du doch ein Gefährte der Kinder und schickst dich schlecht für mich.“

„Aber weiß du denn nicht mehr? Weißt du denn nicht mehr?“ klang es mit stolzem Frohlocken. „Ein ganz großes Fräulein warst du, da setzte dich Doktors Stefan auf meinen Rücken, und hier im Hofe trug ich dich tausend um die alte Platane, ein, zwei, drei, zehn Male! Und du warst froher als ein Schulkind am ersten Weihnachtstag.“

Clarissa sann nach. Ihr alter Freund hatte Recht. Auf ihren Armen hatte sie ihn, eine strahlende Braut, im Dämmern des Winterabends in ihres Liebsten Haus getragen. Stefan erwartete sie am Tor. Und in ihrer Liebe glücklichem Uebermut schmolz alle Würde. Wie die Kinder hatten sie sich vergnügt.

„Ja, und Doktors Stefan“ — für die Freunde seiner Jugend bleibt man „Doktors Stefan“, wenn man längst in Amt und Würden ist — „Doktors Stefan sagte damals zu dir, das solle deine letzte Fahrt gewesen sein. Und er wollte mich an Amtsrichters Karlchen schenken.“

„Und ich gab dich nicht her! Nein, ich gab dich nicht. Wir trugen dich hier herauf, und ich warf noch eine Decke über dich; denn ich meinte, du könntest in der dunklen Einsamkeit frieren.“

„Und warum kommst du heut zu mir? Hast du mir etwas zu sagen?“

„Ja, ich will dir etwas sagen, etwas Schönes.“ Sie flüsterte mit seliger Hast: „Nun sollst du wieder zu Ehren kommen. Kommst wieder herunter in den warmen, hellen Flur. Zu mir kommt ein Bübchen; denk nur, ein dickes, rosiges Bübchen! Mußt noch etwas warten; aber die Zeit vergeht ja so schnell. Dann fährt mein Junge auf dir, und ich selbst zieh an der goldenen Schnur, wenn du um die Platane laufst.“

Ein zarter, blasser Mondenstrahl war inzwischen aufgewacht und blinkte durch die Luke. Es war St. Andreasabend, und da kam er, zu sehen, ob wieder wie sonst aus allen Ecken wispernde Geisterchen kämen. Als er Clariſſa sah, setzte er sich sitzſam auf die feingeformten, ſpizigen Schlittenkuſen und begann ſtill und beſcheiden zu leuchten.

Clariſſa erſtaunte. Der Mond ſchien ſchon? Ja, die Jugendſreunde machen vergeſſen, daß die Zeit vorwärts geht!

Der Mondſtrahl wollte ſie begleiten. Aber Mütter Luna hielt ihn an ſeinem ſilbernen Schopf, daß er nicht mitgehen konnte. Die Geiſter des Andreasabends erhoben nun im Dunkel ihre Stimmen; denn ſie glaubten ſich unbelauſcht. Clariſſa entſetzte ſich. Da ſchlang ihr alter Freund die goldene Schnur um ihre taſtenden Füße, um ſie zu halten. Aber Clariſſa verſing ſich darin und ſtürzte, die Arme angſtvoll in das Dunkel breitend, jäh und heftig zu Boden.

So trug der alte Rinderschlitten die Schuld, daß an jenem Abend im Doktorhauſe ein atemloſes, aufgeregtes Treppauf und Treppab herrſchte. Faſſungslos, unvorbereitet fand die große Stunde alle Beteiligten. Und in tiefen Aengſten ſah Doktors Stefan ſein Weib in das Zwiſchenland ſchreiten, wo ſich Werden und Vergehen die Hand reichen. So kam es, daß an jenem Andreasabend, ſtatt daß kleine Schelmgeiſter ihr Weſen trieben, zwei ernſte Engel über des Doktorhauſes Schwelle traten.

Der Engel des Todes wehte ſchaurig mit den ſchwarzen Flügeln über Clariſſas Haupt, das erblaſſen ſollte. Der Engel des Lebens aber trug auf den weißen Armen ein winziges Weſen, dem noch der Schlaf des Nichtſeins zu ſchlafen beſtimmt geweſen war. Und ſo winzig und ſchwach es war — es wies dem Engel des Todes die Tür. Der ging ſehr

langſam, und im Vorüberſtreichen berührte er es mit den Spizzen ſeiner ſchwarzen Flügel.

\*  
\*  
\*  
Clariſſas heißerſehnter Bub war ein Mädchen, ein ganz zartes, ſchwächliches Mädel, deſſen ſtets bedrohte erſte Lebensjahre nie vergeſſen ließen, daß es der Fittich des Todes geſtreift hatte. Die kleine Thea war eine Schattenblume. Schwach, blaß, aber von zartem, wie heimlichem Duft. Wer ſie erblickte, ward von des Kindes Reiz gefangen. Eine Art wehmütigen Humors, der in ſeltſamem Kontrast zu ihrem Alter ſtand, lag auf dem Grunde ihrer blauen Augen. Kennern der Kinderpsyche erweckten ihre, ſich nicht in den Grenzen einer normalen Entwicklung haltenden, geiſtigen Anlagen leiſen Schauer. Da war eine inſtinktive Aufnahme der Seelenregungen anderer, wie ſie ſonſt nur reifen, ſein entwickelten Menſchen eigen iſt, die viel gelitten haben. Geſunde Kinder müſſen unartig ſein; denn Unart iſt nichts als die Bekundung eines naturgemäßen Kinderwillens gegenüber den ihm unverſtändlichen Forderungen Erwachsener. Aber Thea war nie unartig. Der blaſſe Ernſt auf dem feinen Kindergeſichte machte es ergreifend ſchön.

Ja, Thea war das Entzücken aller Onkels und Tanten, der Großeltern und zumeiſt des Vaters. Aber zwiſchen ihr und ihrer Mutter blieb eine leiſe Fremdheit. Nicht als ſei ihr Clariſſa keine gute Mutter geweſen. Vielmehr machte ſie von dem Mutterrecht der Selbſtaufopferung ausreichend Gebrauch. Aber ſie konnte eine gewiſſe Scheu nicht überwinden vor dieſem ängſtlichen, zerbrechlichen Geſchöpfchen, das ſo ganz anders war als das robuſte Ideal ihrer Träume. Und immer noch lebte in ihr die leiſe Enttäuſchung über ein Geſchick, das ihr nicht einen Sohn gegönnt hatte. Ihr Gatte empfand mit dem konzentrierten Empfindungsvermögen des Liebenden dieſes Nachzittern einer Wehmut, die für ſich ſelbſt keine Worte hatte. Und ſeine eigene, große, mitleidige Zärtlichkeit für das ſtille Kind, das ſo gar nicht den gewohnten Kinderjubil in ſein graues Haus trug, bekam etwas Verſtohlenes — als ſollte Clariſſa nicht ſehen, daß er nur nach nicht mitzufühlen verſtand. Nach und nach zwar kräftigte ſich die überaus zarte Geſundheit Theas. Nicht mehr war jeder Windhauch eine Gefahr für ſie, nicht mehr jede friſche Kinderluſt eine Anſtrengung. Sie wurde munterer und lebhafter, plauderte in kindlicher Art und bekundete kindliche Wünſche mit ſteigender Lebhaftigkeit. Und ihr ſchüchternes, philoſophiſches Seelchen fand langſam den Weg in das bunte Treiben des Kinderlandes. Sie ſtand oft

mit großen, brennenden Augen auf der Fensterbank und lächelte dem Winter zu, der den Kindern seine weiße Luft bescherte. Sie hatte nie mit ihnen tollen und nie auf solchen kleinen Schlitten wilde, und doch so vergnügte Fahrten machen dürfen.

„Muttmchen, hab ich denn gar keinen Schlitten, wie die da alle?“ fragte sie einmal ganz traurig, als beginne sie sich ihrer Abgeschlossenheit bewußt zu werden. Auf Clarissas Antlitz trat ein wehmütiger Zug, der einen Schatten von Bitterkeit hatte. Theas übermäßig verfeinertes Empfinden ergriff und verstand ihn, und ihr armer, kleiner Wunsch wurde stumm. Das tat der Mutter weh: „Oh ja, Thea, du hast einen! Auf dem ist Muttmchen noch gefahren, als sie klein war. Aber er ist noch hübsch und blank.“

„O, ich möcht' so gern einmal fahren! Einmal herum bloß, Muttmchen!“

In Clarissa stieg eine heimliche Freude auf. Würde ihr Kind nun wie andere Kinder? Und durfte sie es wagen? Es war so strahlend schön draußen. Der Markt lag in goldigem Licht. Selbst die Kirche auf dem Hügel zog kleine, dunkle Linien. Die Sonne stand gerade über der Turmspitze, und die Glocken läuteten Mittag. Und bald läuteten dicht um sie ganz feine Glöckchen. Thea kniete glücklich vor dem kleinen Schlitten; sie leuchtete vor Eifer, und die eingelegten Ritter und Damen auf den alten Schränken lächelten auf das ungewohnte Bild, als erwachte ihnen ein Wiedererkennen.

„Wer soll mich ziehen, Muttmchen?“

Clarissa musterte die kleine Schar draußen, um ein recht sicheres Pferdchen für Thea auszusuchen. „Oh, oh“, jubelte da ihr Stimmchen auf, „da ist Felix, Muttmchen! Felix soll mich ziehen!“ Und Felix kam auf einen Wink die Treppen heraufgestürmt, ein strammer, lebensstrotzender Quartaner. Er gelobte der Frau Doktor, puterrot vor Verlegenheit und ein wenig stolz über seine ehrenvolle Aufgabe, Theachen gut zu behüten und nur ganz sachte zu ziehen und gar nicht umzuwerfen. Wie man das letztere von ihm verlangen konnte, faßte sein gesunder Uebermut kaum: Nicht umwerfen! Als ob das nicht das Schönste von allem wäre!

Aber er geht doch, eingedenk seines Gelübdes, sehr behutsam um mit seinem kleinen Schützlinge. Die Frau Doktor sieht die kleine Gestalt ihrer Thea im Gewirr untertauchen und lächelt. Nun kommt ihre Jugend wieder.

Dreimal ist Thea in ganz gefektem Tempo schon um den Kirchhügel gefahren. Sie sieht die Mutter am Fenster und nickt mit strahlendem Gesichtchen. Ihre kleinen Hände

greifen nach der blauen, durchsomnten Luft und nach den dicken, weichen Klumpen, die da und dort von den Dächern fallen. „Noch mal herum?“ fragt Felix lakonisch.

„Noch viele, viele, viele Male!“ Und Felix setzt sich wieder in Trab. Allmählich empfindet er, daß Würde Bürde ist. Dies Alte-Weiber-Tempo macht ihm nicht länger Spaß, zumal auch schon der gefürchtete Zungenspott unter seinen Kameraden laut wird: Oh, Felix, Mädelsunge! Kriechst ja wie eine Schnecke!

Und da, hinter dem Hügel auf dem großen Plaze, wo immer Pferdemarkt ist, galoppiert er los wie ein junges Füllen. Der Schlitten macht allerlei Kapriolen, springt und hüpfst. Der Wind fährt fest um Theas Köpfchen und macht ihre Bäckchen glühend. Aber sie hält sich zitternd fest, schluckt tapfer die Angst herunter und lächelt. Auf dem Kirchplatz hat sich inzwischen ein Schneeballkrieg entwickelt. Da wird Felix seine Beschützerrolle lästig. Mitten durch das Schlachtgewimmel muß die arme, kleine Thea. Bei dem wilden Hin und Her des kleinen Kriegsvolkes verhält sich ihr Schlitten in einen anderen, und beide stürzen um. Der Injasse des andern ist rasch wieder auf den Füßen, schüttelt sein dickes, kurzes Flauchbröckchen und gibt Felix einen freundschaftlichen Puff von niederschmetternder Wirkung.

Thea aber ist in die weichen Tiefen eines Schneehaufens gefallen und kann sich nicht so schnell emporbuddeln. Felix hat zu tun; denn er kann den Puff nicht auf sich sitzen lassen; er brennt ihm auf der Seele. Wutschnaubend folgt er der Spur des Attentäters. So liegt Thea ganz hilflos. Das Samtmäntelchen behindert sie; sie liegt wie ein kleiner Mehlsack. Eine ganze Horde Kinder umsteht sie staumend und raumend. Ihr beizusehen, fällt keinem ein. Das kleine, zarte Prinzesschen, das sich nie unter sie mischte, ist ihnen ein förmliches Wundertier. Ein gesunder, starker Mensch kann sich auch nur selten die Schwäche und Hilfsbedürftigkeit eines anderen vorstellen. Und nie sind Kinder verlegener, steifer, als wenn es gilt, öffentlich den kleinen, guten Herzen zu folgen. Schließlich beginnt Thea zu weinen. Ein großes Mädchen überwindet ihre Scheu und hilft ihr auf. Ihr ungetreuer Kavalier, der sie so im Mittelpunkt des Interesses sieht, empfindet seine Beschützerrolle so peinlich, wie es nur einem Quartaner möglich ist. Schnell hebt er Thea auf den Schlitten. Ihre angestrengten Lungen arbeiten mit verderblicher Hast. Das Schluchzen schüttelt sie; ihr Gesicht ist blaß vor Schreck und Angst.

So liefert Felix, etwas niedergedrückt und mit mühsam gewahrter Haltung seinen Schützling ab. Den alten Rinderschlitten schiebt er in eine Ecke des großen Vorssaales. Er wäre wohl verrostet, wenn ihn nicht der Kutscher aufgegriffen und sorglich getrocknet und gepuht hätte. Da stand er nun und saß über die Wechselfälle des Lebens nach.

Der Engel mit den schwarzen Flügeln, den Theas schwacher Wille einst vom Bette ihrer Mutter gescheucht hatte, stand nun an ihrem eigenen, kleinen Lager. Thea fürchtete ihn nicht. Ganz anders, als sonst Kinderart ist, flüsterte sie leise mit ihm und gab ihm freundliche Namen, daß, wer es hörte, eine tiefe Ergriffenheit empfand über dieses Kind, das nie ein Kind war — und das dafür büßen sollte, daß es einmal gewünscht hatte, eins zu sein. In den stillen Nächten des Leides aber, in der verzehrenden Angst, ihn erlöschen zu sehen, ward Clarissa die zärtlichste, verstehende Freundin dieses kleinen, ins Transzendente hinübergreifenden Geistes.

Und diesmal war sie es, die des schwarzen Engels Willen brach. Sie durfte Thea behalten. Das Kind war vielleicht noch zarter und blumenhafter als vordem. Aber die Frau Doktor hatte gelernt, daß man Treibhauspflanzen nicht in den Frost stellen darf.

Der Schlitten stand noch im Vorsaal, wo ihn der schuldbewußte Felix abgestellt hatte. Thea besah ihn scheu und ihre Mutter mit einer wehmütigen Feindseligkeit. Eine Ausfahrt hat Thea nicht mehr mit ihm unternommen. Aber er blieb da stehen, als sei die goldene Schnur irgendwo angeknüpft. Sie und da setzte Thea ihre große Puppe darauf; sie spielte jetzt in einer ganz fremdartigen, ernsten, sinnenden Art mit Puppen und zog ihn im Vorsaal auf und ab, daß die blanken Dielen Wunden davontrugen. Sie spielte, wenn man das naturalistische Darstellen eines Vorfalls ohne phantastische Zutaten „spielen“ nennen kann — ihr eigenes kleines Unglücksereignis. Die Puppe mußte auch in einen, mit weißer Wolle und Watte bedeckten Schneehaufen aus Stoffresten fallen.

Aber Thea war sehr rücksichtsvoll dabei, und niemals nahm die Puppe Schaden.

Als nun ein neuer Winter ins Land kam, hatten Thea und ihr alter Schlitten allerlei zu flüstern, und eine doppelte Innigkeit kennzeichnete ihre Freundschaft. „Du,“ sagte Thea geheimnisvoll, „ich krieg ein Brüderchen. Ich weiß es ganz sicher.“ Der Schlitten glänzte. „Da kommst du wieder hinaus und fährst es spazieren.“ Der Schlitten machte einen kleinen Freudensprung. „Ja, und ich werde herumtragen und das Brüderchen ziehen, siehst du, an deiner goldnen Schnur!“

„Oh nein, Theachen,“ sagte ihre Mutter, bedrückt von der Erinnerung an Theas Schlittenfahrt, „das mußt du nicht, meine kleine Süße!“ „Aber dabei stehen und sehen, daß ihm nichts passiert?“ „Ach — ja!“

So plauderten die drei von dem Brüderchen, das der Schlitten tragen und das Schwesterchen hüten sollte, und es war noch gar nicht auf der Welt. Aber diesmal trog Frau Clarissa ihre Zuversicht nicht. Es kam ein Bub. Das Kerlchen war so robust und sonnig, als man es nur wünschen konnte. Das stille Verlangen seiner Mutter nach jugenhafter Lebendigkeit erfüllte er ausgiebig. Den treuen, alten Schlitten brachte er von einem seiner Ausflüge, unheilbar lädiert, triumphierend nach Hause. Clarissa nahm die beiden mit gemischten Gefühlen in Empfang und kaufte für Bubi einen neuen, dauerhafteren, ohne Samtpolsterchen und mit ganz simplen Holzrufen. Theas Absicht, das Brüderlein zu behüten, blieb ein schöner Traum. Vielmehr gab Bubi, der sehr schön mit allen guten und bösen Gaben des Lebens fertig zu werden verstand, immer den ritterlichsten Beschützer seiner stets sehr zarten Schwester ab. Ein Reformator der sozialen Zustände ist er nicht geworden, kein Messias der Kunst, nicht einmal ein ganz gewöhnlicher Minister. Nur ein recht lieber, frischer und gescheiter Mensch. Aber Thea ist heut eine Dichterin, deren Namen wir alle kennen. Und sie sagt immer, daß sie die Lust zum Fabulieren von ihrer Mutter habe.





Genienreigen \*)

Relief aus der Schule des Berliner Bildhauers Schadow,  
früher an der Vorderseite, jetzt im Hofe des Hauses Schubbrücke 50/51 in Breslau

## Der Herentanz

In Breslau, unserer guten Stadt,  
Da lebten der Schwestern neune.  
Die waren so zart wie ein Rosenblatt.  
Ihr Haar war von glänzender Bräune.  
Und wer ihre blihenden Augen sah,  
Der wünschte, er wäre der Padischah.  
Und jede der Neune liebte den Tanz  
Mehr als Gebetbuch und Rosenkranz.  
„Hupp auf! Hupp ab!  
Im Schleifer und Trab!  
Wo die Geige ertönt und der Baß macht  
„brumm brumm“  
Tummle dich! Drehe dich mit mir um.“

Die Mutter stöhnte bei Waschtrog und Topf,  
Die Dirnen gingen zum Tanze.  
Im Bogen flogen Flechte und Zopf  
Unter dem Blumenkranze.  
Mit Schleifen und Reifen, mit Band und  
Land  
Von Arme zu Arme, von Hand zu Hand.  
Und immer durch Blumen und Schleier  
Suchte ihr Auge den Freier.  
„Komm, holder Knab',  
Daß lieb ich dich hab',  
Wo die Geige singt und das Waldhorn gellt!  
O Tanz, du mein Liebstes auf dieser Welt!“

Das Eis zerschmolz, und der Winter schwand  
Es keimte und grünte auf Erden.  
Die stille Woche kam leise ins Land:  
Es wollte Ostern werden.  
Karfreitags faßte die Mutter ein Herz:  
„Heut laßt ihr mir Tanzen und Liebescherz!  
Tut Buße und lasset vom Bösen,  
Herr Christ starb, auch euch zu erlösen!  
Nehmt Ranne und Krug!  
Schöpft Wasser genug!  
Sprengt Dielen und Seelen und Schemel  
und Schrein:  
Das Haus soll dem Herren bereitet sein!“

Da murrte die erste: „Ein Säkulum ist  
Zeit Christi Tod vergangen!“  
„Was war, das war“, sprach die zweite mit List,  
„Was soll ich noch heut darob bangen?“  
Die dritte kniff hämisch ihr Lippenpaar:  
„Wer weiß, ob dein Christ je auf Erden war!  
Wie kommt es, daß fürder kein Wunder geschieht,  
Auf daß selbst der Zweifelhude glaubt und sieht?  
Ein Greis hoßt zu Haus.  
Mich treibt es hinaus  
In den knospenden Lenz, in Schimmer und  
Schein!  
Der Tag soll der Freude gewidmet sein!“

\*) An diese Reliefs knüpfte der Volksmund die nachstehende, poetisch gestaltete Sage.





## Genienreigen

Relief aus der Schule des Berliner Bildhauers Schadow,  
früher an der Vorderseite, jetzt im Hofe des Hauses Schubbrücke 50/51 in Breslau

Da rang die Mutter die welke Hand:  
„Gott straf euch, ihr sündigen Dirnen!  
Ihr spottet des Herrn, der das Heil gesandt,  
Und schmäh't ihn mit dreiften Stirnen!  
Hinauf in die Kammer! In sicherer Haft  
Vergeßt ihr mir Lüste und Leidenschaft,  
Dort betet in Kummer und Reue,  
Daß Gott seine Gnade erneue!

Hupp ab, Hupp auf!

Auf den Boden hinauf!

Nehmt die Diele zum Pfühl und die Maus  
zum Genöß!“

Der Riegel schlug ein, und die Tür fiel ins  
Schloß.

Da saßen die Dirnen in Grübeln und Groll  
Und ließen die Zähren rinnen,  
Und als die Abendglocke erscholl,  
Da kam die Jüngste von Simmen.

„Ich will zum Liebsten! Wer Mut hat, kommt  
mit;

Kommt, Schwestern, ich wage den ersten Schritt.  
Hier liegen Stricke und Seile;  
Bindet und knüpft sie in Eile!

Hupp auf, Hupp ab!

Zur Luke hinab!

Bleibt dicht an Gesims und Fensterkranz!  
Bald singen und springen wir wieder im  
Tanz!“

Die lustige Leiter schwebt hinaus,  
Die Jüngste tritt auf die Sprosse.  
Sie steht auf dem breiten Simse am Haus --  
Die Schwestern folgen im Trosse.  
Sie seh'n wie die Nacht ihren Fuß umspinnt,  
Und stehen erstarrt, und ihr Blut gerinnt.  
Die Dirnen, o Jammer und Trauer,  
Sie werden zu Stein in der Mauer.  
Ohne Reue und Beicht'  
Hat der Fluch sie erreicht . . .

So schwingen sie sich im steinernen Kleid,  
Zur Wand gebannt, bis ans Ende der Zeit.

Clemens Berg

# Der Apollofalter

## Zur Frage seiner Wiedereinbürgerung in Schlesien

Von Julius Stephan in Seitenberg

Sowohl in der entomologischen Fachpresse, als auch in naturwissenschaftlichen Zeitschriften liest man immer wieder von dem augenfälligen Abnehmen der Individuenzahl einzelner Schmetterlingsarten und dem völligen Verschwinden dieses oder jenes Falters an einem bestimmten Orte. Wenn es sich hierbei um anerkannt schädliche Arten handelt, so ist deren Seltnerwerden nur erfreulich. Es ist jedoch leider zweifellos festgestellt, daß in den letzten Dezennien mehrere völlig harmlose Arten unserer Breiten ausgerottet worden sind, und daß eine Reihe anderer über kurz oder lang dem gleichen Schicksal entgegengeht. Ueber die tatsächlichen oder mutmaßlichen Ursachen dieser betrübenden Erscheinung habe ich in dem in der Zeitschrift „Aus der Natur“ (1907, S. 621) veröffentlichten Aufsatz „Schutz den Schmetterlingen!“ ausführlich gesprochen; dort findet sich auch ein annähernd genaues Verzeichnis der dem Untergang geweihten Arten. An dieser Stelle möchte ich nur darauf hinweisen, daß einer unserer herrlichsten und größten Tageschmetterlinge, der Apollofalter (*Parnassius apollo* L.), in unserer Heimatprovinz Schlesien als ausgerottet angesehen werden muß.

Der Apollo führt seinen Namen mit Recht; denn nur wenige Schuppenflügler der gemäßigten Zone können, was Pracht der Flügel-färbung anbetrifft, mit ihm wetteifern. Die großen, breiten, bis zu 84 mm klastern den Schwingen sind von rein weißer Grundfarbe. Die Vorderflügel zeigen mehrere tief schwarze Flecken und eine mehr oder weniger deutliche Binde in der Nähe des glasartigen unbeschuppten Außenrandes. Die Hinterflügel schmücken zwei prächtige, rote (meist weiß gekernte) Augenspiegel. Das Weibchen ist stets etwas größer als das Männchen, gewöhnlich auch kräftiger gezeichnet und dunkler bestäubt.

Seine kalkweiß glänzenden, körnig skulpturierten Eier legt der Apollo an Dickblattgewächse (*Crassulaceen*), und zwar gewöhnlich an *Sedum album* und *telephium* (Fetthenne), selten an *Sempervivum tectorum* (Dachwurz). Das Ei überwintert und ergibt erst im zeitigen Frühjahr, wenn noch Schnee liegt, die Futterpflanze aber bereits junge Triebe zeigt, das Räumchen. In der Jugend leben die Raupen gesellig; später erkaltet die Geschwisterliebe. Nur bei

recht ungünstiger Witterung finden sich die Tiere auch dann noch haufenweise an verborgenen Stellen zusammen; denn sie haben die Gewohnheit, nur bei grellem Sonnenschein ihrer Nahrung nachzugehen. Erwachsen erreicht die Raupe eine Länge von 4—5 cm. Sie hat ein samt schwarzes Kleid, das seitlich rotgelbe Flecken zeigt und auf dem Rücken mit stahlblauen, fein behaarten Warzen versehen ist. Am Nacken trägt sie eine gelbliche Fleischgabel, die bei jeder Beunruhigung herausgestülpt wird. Die Verwandlung der Raupe in die stumpfe, bläulich bereifte Puppe erfolgt in einem leichten Gespinnst an der Erde oder unter Steinen. Nach zehntägiger Ruhe schlüpft der Falter aus. Die Flugzeit ist je nach der Witterung und der Höhenlage des Ortes verschieden. Gewöhnlich fällt sie in die Zeit von Mitte Juni bis Ende Juli; doch hat man schon Falter im April und Mai und noch im September angetroffen. Die Entwicklung ist überhaupt sehr unregelmäßig, so daß man zu gewissen Zeiten an einem und demselben Orte alle Stadien der Metamorphose beobachten kann.

Der Flug des Apollofalters ist, wie der aller seiner Gattungsgenossen, der sogenannten Parnassier, gewöhnlich bedächtig und flatternd, in etwas dem des bekannten Baumweißlings (*Aporia crataegi*) ähnlich, in den heißen Tagesstunden aber unstet und heftig, wenn auch niemals so leicht und elegant wie derjenige der echten Segelfalter und Schwalbenschwänze. Nur dann, wenn die ersten warmen Sonnenstrahlen den Falter aus seinem Versteck locken, und er schwebend aus höherem Gelände ins Tal herabsteigt, oder wenn das liebesdurstige Männchen an sonnenbeschiedenen Felshängen und Matten, eine Gefährtin suchend, auf und nieder eilt, verleugnet sich in seinem Wesen nicht die edle Verwandtschaft. Der Schmetterling ist ein eifriger Blumenbesucher. Besonders gern faugt er an den Blüten von Disteln und Wiesenfalbe; noch bis in die späten Nachmittagsstunden ist er auf blumigen Matten und mit Vegetation durchwirkten Halden anzutreffen. Mit ausgebreiteten Flügeln sitzt er auf der Blüte und ist oft so sehr in den Genuß des Honigs vertieft, daß er leicht gefangen werden kann; gegen Abend läßt er sich sogar mit den Fingern abnehmen. Er ist übrigens überaus zählebig und erholt sich selbst nach

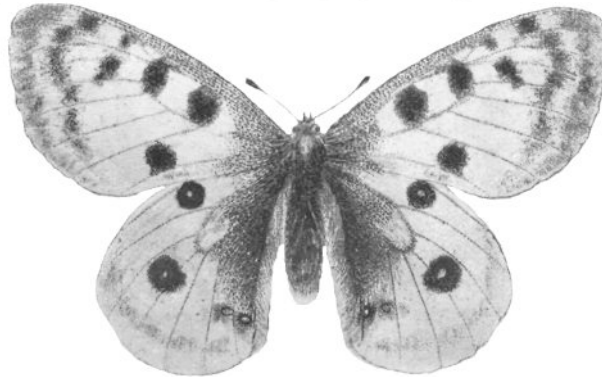
starkem Druck auf den Brustkorb, wodurch die meisten Tagfalter getötet werden, schnell wieder so weit, daß er davonfliegen kann. Bei eingetöteten Exemplaren kann man stundenlang, ja, tagelang ein lebhaftes Krachen der Füße an den Papierwänden hören, wenn man keine Gelegenheit nimmt, die Gefangenen durch eine Giftinjektion vollends zu töten. Der Paarungstrieb der Parnassier ist hochgradig entwickelt. Die Copula erfolgt gewöhnlich bald nach dem Auskriechen des Weibchens. Das begattete Weibchen zeigt am Afterende einen taschenartigen, hornigen Anhang, die sogenannte Legetasche, die erst während der Copula durch Erstarrung eines vom Männchen gelieferten Sekrets entsteht.

Das Verbreitungsgebiet des Apollofalters ist ein ziemlich umfangreiches. Es erstreckt sich über alle gebirgigen Gegenden Europas, mit Ausnahme der Polarregion und Großbritannien, ferner über Kleinasien und östlich weit nach Sibirien hinein.\*) Die obere Höhengrenze liegt in den Alpen bei 2200 Meter. Die außerordentliche Variabilität des Falters in der Grundfarbe und Spannweite, der Dichte der dunklen Bestäubung, der mehr oder weniger vollständigen äußeren Staubbinde und namentlich in der Breite des

glasigen Saumes, sowie allerlei andere Unterschiede haben Veranlassung zur Aufstellung und Beschreibung einer großen Anzahl von Lokalformen oder geographischen Rassen gegeben. Uns interessieren hier zunächst deren zwei: die mährisch-schlesische Form *albus* Rbl. und die Riesengebirgsform *silesianus* Mrsch. Beide sind in Schlesien, wie schon eingangs erwähnt, so gut wie ausgerottet. In den letzten zwanzig Jahren sind mir überhaupt nur zwei Fälle bekannt geworden, in denen der Apollo in unserer Provinz gesehen worden ist. Den ersten Fall verzeichnet das Entomologische Jahrbuch 1893. Es heißt dort: „Aus Cosel (Oberschlesien) wird unter dem 7. September

1891 berichtet: Für Schmetterlingsfreunde ist die Nachricht von hohem Interesse, daß vor einigen Tagen ein farbenprächtiger Apollo von einem Sammler in der Nähe der Stadt gefangen wurde.“ Ferner berichtet H. Marschner in der „Berliner Entomologischen Zeitschrift“ (Jahrgang 1909), daß der Falter neuerdings im Riesengebirge beobachtet worden ist. Ob es sich hier nun um die „Nachkommen eines mehrere Jahre in irgend einem Schlupfwinkel verborgen gewesenen“ Stammes oder um Ueberläufer aus den österreichischen Grenzländern handelt, ist schwer zu entscheiden; möglicherweise waren es auch Exemplare, die von Züchtern die Freiheit erhalten hatten.

Bis in die Mitte der siebziger Jahre bewohnte unser Schmetterling die Sudeten und ihre Vorberge. Während er im Fürstensteiner und im Salzbad-Grunde bei Freiburg schon früher verschwand, war er noch längere Zeit im Rabengebirge bei Liebau zu treffen. An dem letztgenannten Orte scheint er in gewissen Jahren eine häufige Erscheinung gewesen zu sein. Pastor Standfuß in Schreiberhau, der Vater des berühmten Professors M. Standfuß (Zürich), schreibt darüber in der Stettiner Entomologischen Zeitung: „Schlesien besitzt diesen Gebirgsbewohner an meh-



Der Apollofalter (*Parnassius apollo* L.)  
Natürliche Größe  
Nach Hofmann

renen Orten, wo er in einer Art von Gesellschaftlichkeit lebt, indem er nur auf einem Raume von geringem Umfange, dort aber in großer Menge, sich aufhält. Ich traf ihn 1840, den 3. August, bei Liebau am Rabenfels. Es war Nachmittags und hatte eben ein wenig geregnet, als ich sein Revier betrat. An dem Fuße der Berglehne lagen eine Anzahl Exemplare mit ausgebreiteten Flügeln regungslos im Grafe. Andere saßen, emsig saugend, auf verschiedenen Blumen und vermochten nicht davonzufliegen. Nachdem sich das Wetter aufgehellt hatte, kamen immer mehr in schwerfälligem Fluge von der Höhe herab und wurden sehr leicht zur Beute. Nur in einem bestimmt begrenzten Raume hielten sie sich an der Berglehne auf; über diese Grenze hinaus, wiewohl der Bergzug noch viel weiter unter gleichen Verhältnissen fortläuft, gingen sie nicht. Auch auf die am Fuße der Lehne sich hinziehende Wiese wagten sie sich höchstens 20 Schritt vor; dann kehrten sie um. Schon im freien Fluge,

\*) Innerhalb Deutschlands findet sich *Parnassius apollo* in der Eifel, im Moseltal, im fränkischen und schwäbischen Jura, im Fichtelgebirge, im böhmischen Riesengebirge, im Bayerischen und Böhmer Walde, im südwestlichen Schwarzwalde, sowie in den Bayerischen Alpen; vereinzelt ist er auch in Ost- und Westpreußen und in Kurland getroffen worden.

besonders aber, wenn er im Samen flattert und wenn man ihm die Brust eindrückt, läßt der Apollo ein eigentümliches Rascheln hören, ähnlich dem Knattern eines starken Papiers, welches man in der Hand zusammenballt. Er scheint es durch eine zitternde Bewegung der unbestäubten Flügelränder hervorzu- bringen. — Da der Falter so leicht in großer Menge erbeutet wird, auch durch seine Größe und Schönheit die Kinder anlockt, — außer den 46 Exemplaren, die ich in kurzer Zeit fing, erhaschten zugleich mit mir vier Knaben in der Nähe etwa 100 Stück, zum Drittel Weibchen — kann er an einzelnen Orten leicht ausgerottet werden. So scheint es ihm in dem vielbesuchten Fürstenstein ergangen zu sein, das wohl nur auf Grund früherer Nachrichten noch als Fundort angegeben wird.“ — Die schon damals ausgesprochene Befürchtung ist

nun leider zur Wahrheit geworden. Schon 1850 war der Falter bei Liebau nicht mehr so häufig, und seit einem Vierteljahrhundert hat man dort überhaupt nichts mehr von ihm gesehen.

Im Gläzker Ländchen war der Apollo um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gleichfalls kein seltener Schmetterling. N. Aßmann führt ihn z. B. in seinem „Verzeichnis der in der Grafschaft Gläz (vorzugsweise in der Umgebung von Reinerz) vorkommenden Falter“ auf. (Vergl. „Der Kurgast in Reinerz,“ 1855). Seit langen Jahren ist aber auch hier kein Stück mehr gesehen worden; nur im mährischen Gebiet des Gläzker Schneeberges (bei Goldstein, Odrau, Weltsch) soll er noch jetzt vorkommen. (Vergl. u. a. „Jahresbericht des Wiener Entomologischen Vereins,“ 1892, Seite 55).

(Fortsetzung folgt.)



Die Karlsburg vor der Wiederherstellung

# Die Karlsburg

Von Georg Hallama in Breslau

Schlesien ist nicht allzureich an alten Burgen, besonders im Tiefland gibt es wenige, und diese wenigen sind dem Schlesier meist noch nicht einmal bekannt. Von der Karlsburg, die der Kronprinz vor kurzem hat restaurieren lassen, wird kaum jemand bisher etwas gewußt haben. Auf dem Meßtischblatte ist die Burg als „Alter Schloßturm“ bezeichnet, dicht bei dem Dörfchen Carlsburg, das zu dem Chronlehen Oels gehört. Man muß sich in die Zeit des dreißigjährigen Krieges zurückversetzen, um die Entstehung dieser weitab von der großen Heerstraße gelegenen Burg richtig zu würdigen. Jener unselige Krieg, der Dörfer und Städte verwüstete, tobte während der Regierungszeit des Erbauers der Burg, des Herzogs Karl Friedrich von Münsterberg und Oels, und die Unsicherheit im Lande, die ja selbst den Besitz der Fürsten nicht respektierte, mag dem Herzog den Anlaß zu der Erbauung gegeben haben. Damals dehnte sich um die Erhebung, auf der die Burg erbaut wurde und die vorher sichtlich noch künstlich erhöht worden ist, ein weites

Wasser aus, der größte See des Oelser Landes, wie die Oelsnographie erzählt. Auf alten Karten ist der See noch verzeichnet, aber heute ist keine Spur mehr von ihm zu sehen. Grüne Weide und fruchtbarer Acker sind an seine Stelle getreten als Frucht wirtschaftlicher Kulturarbeit; nur der Hügel mit der alten Burg erinnert an die alte Zeit.

Mitten im Kriege wurde die Burg gebaut; am 14. April 1651 wurde der Bau begonnen und am 29. September 1652 beendet. Es war kein hochstrebender, imposanter Prachtbau, wie es einem Fürsten ziemte, nein, ein wichtiges, trutziges Kastell, sichtlich in der Zeit

der Bedrängnis geboren, eine Zufluchtsstätte für die fürstliche Familie und ein sicherer Aufbewahrungsort für das Archiv und die wichtigen Staatspapiere, die der Fürst dort barg. An ein viereckiges Kastell von 26 Meter Länge und 14 Meter Breite schloß sich an der Südostecke ein massiger Turm, mit anderthalb Meter dicken Mauern, dessen Wucht durch fünf, wohl 2½ Meter vorspringende Strebebögen, die man zwar erst später, aber noch während des Krieges anbaute, verstärkt wurde. Eine niedrige Ziegelhaube saß auf dem Turm und lehnte sich an das gebrochene Siebeldach des Kastells; schmale, schlichtartige Fenster, die zugleich als Schießscharten dienten, ließen ein dämmriges Licht in den Innenraum fallen.

Die Burg ist in gotischem Ziegelverbande, unter reichlicher Mitverwendung von mächtigen Findlingssteinen hergestellt. Sie besitzt zwei Wohngeschosse, von denen das untere bis zur jetzigen Restaurierung die respektable Höhe von fünf Metern hatte. Das obere Geschosß war wesentlich niedriger. Die Höhe des Kastells betrug 13 Meter. Der

Turm war nur sechs Meter höher. Er überragte den First des Hauses gerade mit seinem Hauptgesims, über dem sich die Turmhaube erhob. Die Räumlichkeiten der Burg bestanden aus wenigen, dafür umso größeren Zimmern. Ihren Zweck erfüllte sie. Die Schrecken des dreißigjährigen Krieges gingen spurlos an ihr vorüber; keine geschichtliche Begebenheit knüpft sich an sie. Sie war zu abgelegen, zu prunklos und zu fest und mitten im Wasser wohlverwahrt, um die vorüberziehenden Horden anzulocken. Nach dem Kriege kümmerten sich die Herzöge von Oels wenig um die Burg. Man brauchte sie nicht mehr, und schließlich



phot. Emil Lippert in Juliusburg

Die Karlsburg nach der Wiederherstellung

brach man Türen, Fenster und Oefen aus und verwendete sie bei Erbauung des Pfarrhauses in dem benachbarten Dorfe Döbern. Später sollte die Burg als Sitz für die Witwen der Oelser Herzöge wieder hergerichtet werden, aber es kam nicht dazu. Man flichte schließlich das Kastell notdürftig aus, und in die weiten Hallen zogen Handwerker und Arbeiter des Dominiums; das obere Geschloß wurde als Schüttboden verwendet. So verfiel die Burg. Der Wanderer, der an ihr vorüberkam, staunte sie als etwas Altes, Fremdartiges in dem Landschaftsbilde an; denn das konnten ihr weder die Menschen noch die Zeit nehmen. Sie stand behäbig und trutzig wie ein stämmiger Wachtposten im grünen Lande, und ohne eigene Erlebnisse rief sie doch ständig die Geschichte und die Stimmung ihrer Geburtszeit ins Gedächtnis zurück.

Dieser Charakter ist bei der Restaurierung der Burg im großen ganzen erhalten geblieben; man hat wohl das Dach und die Haube des Turmes etwas nach oben gestreckt, die Fenster verbreitert und die alte Sgraffitobemalung, die, von Zeit und Wetter verwischt, kaum noch zu sehen war, erneuert, aber das wieder aufgefrischte Kastell, das nun dem Amtspächter Fischer als Schloß dienen soll, hat mit dem wuchtigen Turm äußerlich immer noch das Aussehen einer Burg aus alter Zeit bewahrt, freilich etwas modernisiert nach

den Ansprüchen der heutigen Zeit in Bezug auf Licht und Luft.

Innen ist es natürlich durchaus zeitgemäß wohnlich ausgestattet. Es enthält eine mächtige Diele, sehr große Speise- und Wohnzimmer im Erdgeschoß und im Obergeschoß das Gast-, Schlaf- und Kinderzimmer, sowie die Räume für die Dienerschaft. An die alte Zeit erinnern innen nur noch die hohen, gewölbten Keller und in gewissem Grade auch die lauschigen, runden Turmzimmer, vor deren Fenstern eine mächtige, dichtbelaubte Rüste, im Winde rauschend, Geschichten aus alter Zeit zu flüstern scheint, und von denen man einen entzückenden Ausblick hat über die grünen Fluren bis zu den Türmen von Breslau und Oels, zu dem nahen Trebnitzer Ragengebirge und zu den Wäldern, die sich von dem unweit liegenden alten Städtchen Juliusburg bis zur russischen Grenze ziehen.

Unser Kronprinz hat sich mit der von dem Amtspächter Fischer angeregten Wiederherstellung der arg verwahrlosten und vergessenen Burg ein neues Baudenkmal in seinem schlesischen Besitz gesetzt, nachdem er in Oels selbst Kirche und Schloß restauriert und in den Dörfern Kirchen gebaut hat. Die Pläne zur Wiederherstellung der Burg stammen von dem königlichen Bauinspektor Struckmann, die Bauleitung wurde dem Architekten Tempelin in Juliusburg übertragen. Für den Umbau hatte der Kronprinz 50 000 Mark ausgeworfen.

## Märzwanderung

Die Stadt liegt rückwärts meinem Fuß . . .  
 Ich schwenke fröhlich meinen Hut.  
 Wenn auch die Flur noch unbelebt  
 Und Schnee an meinen Sohlen klebt,  
 Rauscht mir der Lenz doch schon im Blut.

Die Stadt liegt rückwärts meinem Fuß . . .  
 Ich höre ferne Glocken gehn.  
 So sehnsuchtsweich in Lüften schwingt's,  
 Und um mich her so selig kling't's,  
 Wie „Auferstehn“, wie „Auferstehn“.

Die Stadt liegt rückwärts meinem Fuß . . .  
 Es blizt und blinkt der Kirchturmtauf.  
 Ihr Bücher, die ich klappte zu,  
 Nun habt ihr lange, lange Ruh,  
 Mir geht ein schöner Leben auf!

Edwin Hohberg



phot. A. Züttner in Ratibor

Die Eichendorff-Mühle bei Lubowitz  
(Zu dem Aufsätze: Romantik in Oberschlesien)

*Brosimice Lubowice p. Racibórz*







Bildnis

Nach einer Radierung von Erich Heermann

